This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

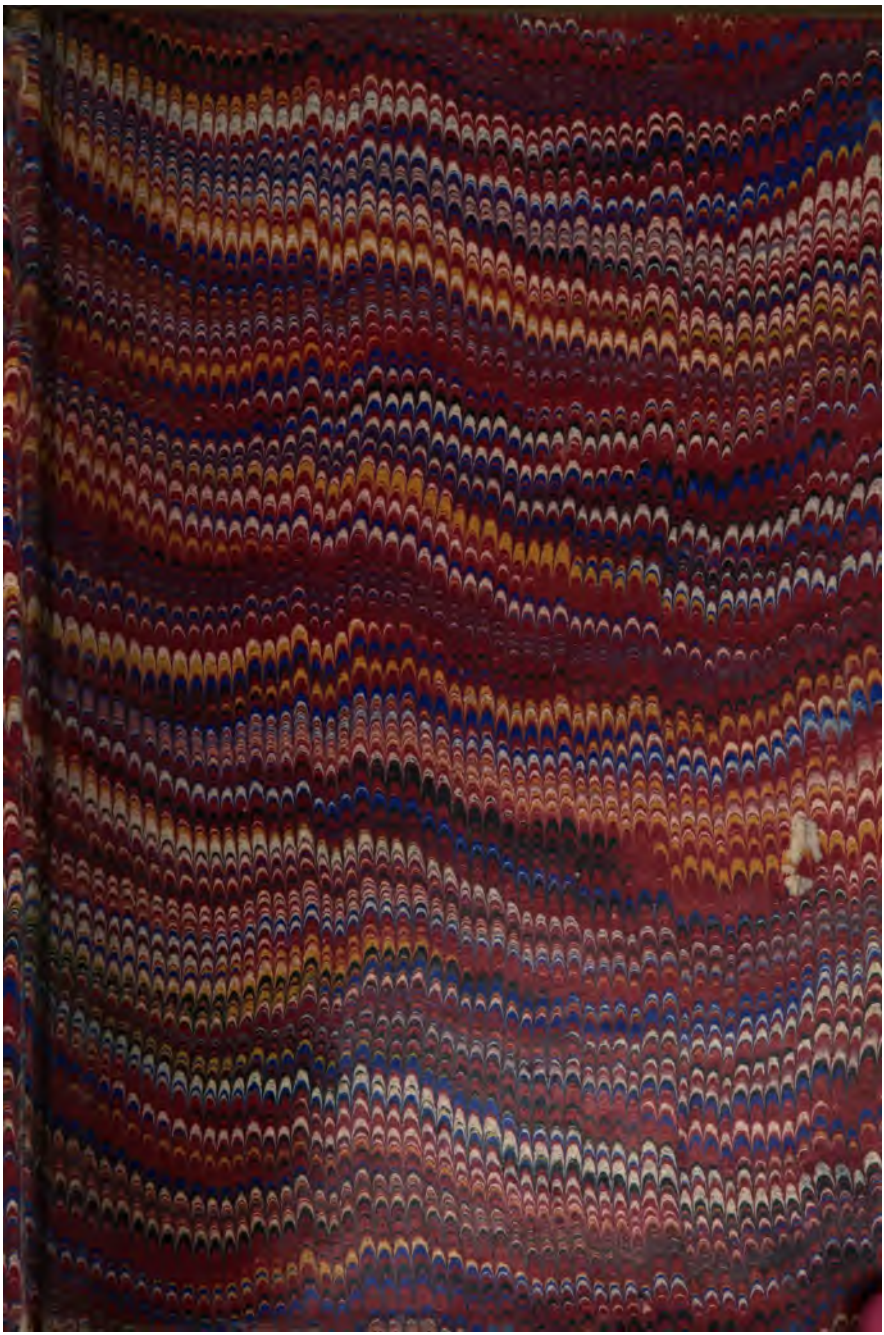
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

162 f 17(6)



Um hohen Preis.

Zweiter Band.

Um hohen Preis.

Roman in zwei Bänden

von

E. Werner.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Ernst Keil.
1879.

INSTITUTE
6 APR 1948

„Das ist unerhört. So etwas ist noch nicht dagewesen; ich wollte meinen eigenen Augen nicht glauben. Das untergräbt ja jede Autorität, erschüttert die Regierung, rüttelt an den Säulen des Staates — es ist schrecklich.“

Es war Hofrath Moser, der im höchsten Pathos diese Worte dem Polizeidirector entgegen rief. Der Letztere war bei dem Gouverneur gewesen und kam soeben die Treppe herunter.

„Sie meinen die Unruhen in der Stadt?“ fragte er mit einem leisen, etwas hohnvollen Lächeln. „Ja, es ging arg zu am gestrigen Abende.“

„Wer spricht davon!“ rief der Hofrath. „Das sind Pöbelexcesse, die man zügeln und bewältigen wird, nöthigenfalls mit militärischer Hülfe. Aber wenn die Revolution bis in die Kreise der Beamten dringt, wenn Männer, die berufen sind, die Regierung zu vertreten und zu stützen, sie in solcher Weise angreifen, dann

hört alle Ordnung auf. Wer hätte das dem Aſſeſſor Winterfeld zugetraut, der ſtets für das Muſter eines Beamten galt! Freilich, mir war er von jeher verdächtig. Sein Mangel an Loyalität, ſeine Hinneigung zur Oppoſition, ſeine ſtaatsgefährlichen Verbindungen flößten mir längſt Beſorgniß ein, und ich ſprach das verſchiedene Mal gegen Seine Excellenz aus, aber der Freiherr hörte nicht darauf. Er hatte eine Vorliebe für den Aſſeſſor; er öffnete ihm ja erſt kürzlich durch die Verſetzung in die Reſidenz die glänzendſten Ausſichten, und nun lohnt ihm dieſer Verräther mit ſo ſchwarzem Undank."

„Sie ſprechen von der Flugſchrift Winterfeld's," fragte der Polizeidirector. „Haben Sie die Broſchüre ſchon in Händen? Sie kann erſt heute Morgen in R. angelangt ſein."

„Ich erhielt ſie durch Zufall, durch einen Collegen, dem ſie gleich beim Eintreffen in die Hände fiel. Ein ganz entſetzliches Machwerk. Das iſt ja die offenbare Rebellion. Es werden Seiner Excellenz Dinge darin geſagt, Dinge — ich bitte Sie, wie konnte ſo etwas nur gedruckt und verbreitet werden! Haben Sie denn noch keine Schritte zur Unterdrückung gethan?"

„Ich habe dazu weder einen Befehl, noch irgend

eine Veranlassung," erklärte der Polizeichef, dessen kühle Ruhe einen seltsamen Gegensatz zu der Aufregung Moser's bildete. „Die Broschüre ist in der Residenz erschienen, und es dürfte wohl zu spät sein, ihre Verbreitung zu hindern. Ueberhaupt — man unterdrückt nicht mehr so ohne Weiteres mißliebige Aeußerungen, wie das wohl früher geschah; die Zeiten haben sich doch einigermaßen geändert. Was aber die Schrift selbst betrifft, so bin ich vollkommen Ihrer Meinung. Es ist wohl das Stärkste, was einem Vertreter der Regierung je in's Antlitz gesagt worden ist."

„Und das hat ein Beamter gethan, der in meiner Kanzlei, unter meinen Augen arbeitete," rief der Hofrath verzweiflungsvoll. „Aber er ist verführt, mißleitet worden. Ich habe es ihm immer gesagt, daß die Verbindung mit der schweizer Demagogengesellschaft ihn in's Verderben bringen werde. Ich weiß, wer hinter der ganzen Sache steckt, wer allein die Schuld daran trägt — jener Doctor Brunnow, der unter dem Vorwande einer Erbschaftsangelegenheit sich nun schon wochenlang hier aufhält und noch immer nicht abreisen will."

„Weil man ihm endlose Schwierigkeiten und Weitläufigkeiten bei der Erhebung seiner Erbschaft macht. Die Herren vom Gericht lassen es ihn wirklich mehr

als nöthig entgelten, daß er der Sohn seines Vaters und in diesem Falle sein Vertreter ist; dafür ist er ihnen aber auch kürzlich in einer so drastischen Weise zu Leibe gegangen, daß sie ganz verblüfft waren und jetzt wirklich Miene machen, die Sache zu beeilen. Sie haben ein Vorurtheil gegen den jungen Arzt, Herr Hofrath. Er ist wirklich nicht so schlimm, wie Sie glauben."

„Dieser Brunnow ist sehr schlimm," sagte der Hofrath, bei dem jetzt wieder die gewohnte Feierlichkeit zum Durchbruche kam. „Ich wußte es vom ersten Tage an, wo ich ihn sah, und ich habe einen untrüglichen Scharfblick in solchen Dingen. Seit er hier ist, haben wir die Unruhen in der Stadt, die offene Auflehnung gegen die Behörden und jetzt wieder dieses gedruckte Attentat gegen Seine Excellenz. Ich bleibe dabei, dieser Mensch ist nach R. gekommen, nur um von hier aus die Stadt, die Provinz, ja das Land in Aufruhr zu versetzen."

„Warum nicht lieber ganz Europa!" rief der Polizeidirector ärgerlich. „Sie täuschen sich vollständig. Man hat den jungen Mann schon seines Namens wegen nicht aus den Augen gelassen, aber ich versichere Ihnen, daß er auch nicht den geringsten Anlaß zu solchen Ver-

muthungen giebt. Er hat weder politische Beziehungen angeknüpft, noch sich direct oder indirect an den Unruhen betheiligt und geht einzig und allein seinen Privatangelegenheiten nach. Wenn ich als Polizeichef ihm ein solches Zeugniß ausstelle, so können Sie mir wohl Glauben schenken."

„Er ist aber der Sohn eines alten Revolutionärs," beharrte der Hofrath, „und der intime Freund des Assessor Winterfeld."

„Das ist kein Beweis für seine Staatsgefährlichkeit. Sein Vater war auch einst der intimste Freund des Gouverneurs."

„Wa— was?" rief Moser zurückprallend. „Excellenz von Raven und jener Rudolph Brunnow —"

„Waren Universitäts- und Jugendfreunde, sehr innige sogar; ich weiß das aus sicherster Quelle. Hoffentlich werden Sie den Freiherrn von Raven nicht demagogischer Neigungen beschuldigen. Aber meine Zeit ist gemessen. Adieu, Herr Hofrath!"

Damit ließ der Polizeidirector den ganz verblüfften Hofrath stehen und verließ das Regierungsgebäude. — Auf dem Rückwege nach der Stadt traf er mit dem Bürgermeister zusammen.

„Sie kommen aus dem Schlosse?" fragte dieser.

„Sie waren bei dem Gouverneur? Was hat er beschlossen?“

Der Gefragte zuckte die Achseln. „Was er bereits gestern drohte — das unnachsichtlichste Vorgehen. Sobald sich die Unruhen wiederholen, greift das Militär ein. Die Vorbereitungen dazu werden soeben getroffen. Gerade als ich ging, kam Oberst Wilten an, um persönliche Rücksprache zu nehmen, und das Resultat der Conferenz kann nicht zweifelhaft sein. Sie kennen den Freiherrn; er schreckt vor keinem Gewaltschritt zurück, wenn es gilt, seinen Willen durchzusetzen.“

„Das darf nicht sein,“ sagte der Bürgermeister unruhig. „Die Erbitterung ist zu groß, als daß das Ausrücken des Militärs eine bloße Demonstration bleiben könnte. Es kommt zum Widerstande, zum Blutvergießen. Ich hatte mir freilich vorgenommen, das Schloß nicht wieder zu betreten, wenn mich nicht die Nothwendigkeit dazu zwänge, jetzt aber möchte ich doch noch einen letzten Versuch machen, um das Aeußerste zu verhüten.“

„Unterlassen Sie das lieber!“ rieth der Polizeidirector. „Ich kann es Ihnen vorhersagen, daß Sie nichts erreichen. Der Freiherr ist heut nicht zur Nachgiebigkeit gestimmt; er hat Nachrichten erhalten, die ihm die Laune auf Wochen hinaus verderben werden.“

„Ich weiß," fiel der Andere ein. „Die Schrift des Aſſeſſor Winterfeld. Ich erhielt ſie heut Morgen aus der Reſidenz."

„Alſo auch Sie haben ſchon Kenntniß davon? Nun, die Anſtalten für die Verbreitung ſcheinen ja vorzüglich getroffen zu ſein. Man ſcheint eine Unterdrückung zu fürchten und ſich zu beeilen zuvorzukommen. Ich glaube aber, daß das eine unnöthige Beſorgniß iſt; es ſieht aus, als wäre man in der Reſidenz gewillt, der Sache ihren Lauf zu laſſen."

„Wirklich? Und was ſagt Raven ſelbſt dazu? Ihm kam ſie doch ſchwerlich ſo ganz unerwartet; er muß doch vorher irgend einen Wink erhalten haben."

„Ich fürchte, er hat ihn nicht erhalten; ſein ganzes Weſen verrieth, daß der Angriff ihn überraſcht hat. Er hüllte ſich zwar in ſeine gewohnte Unzugänglichkeit, konnte es aber doch nicht ganz verbergen, wie furchtbar gereizt und erregt er war. Meine Andeutungen über dieſen Punkt wurden mit einer Schroffheit aufgenommen, daß ich es für beſſer hielt, ihn fallen zu laſſen. — Der Angriff iſt freilich unerhört und dabei grenzenlos unvorſichtig. So etwas, wenn es denn durchaus unter die Leute ſoll, ſchickt man doch anonym in die Welt hinaus, man läßt wenigſtens den erſten Sturm aus-

toben, ehe man sich nennt, läßt sich suchen und errathen und tritt erst im äußersten Nothfall aus seiner Verborgenheit hervor — der Assessor unterzeichnet sich mit seinem vollen Namen und läßt die Welt und den Gouverneur auch nicht einen Augenblick in Zweifel darüber, wer der Angreifer ist. Ich begreife nicht, wo er den Muth hergenommen hat, seinem ehemaligen Chef in solcher Weise gegenüberzutreten. Er wirft ihm ja vor dem ganzen Lande den Handschuh hin; die Schrift ist eine einzige Anklage von Anfang bis zu Ende."

„Und eine einzige Wahrheit von Anfang bis zu Ende," fiel der Bürgermeister ein. „Der junge Mann beschämt uns Alle. Was er jetzt wagt, das mußte längst gewagt und gethan werden. Wenn der Widerstand einer ganzen Stadt, wenn alle Vorstellungen bei der Regierung vergebens bleiben, muß der Streit vor das Forum des Landes gebracht und dort entschieden werden. Winterfeld hat das mit klarem Blicke erkannt und muthig das erste Wort gesprochen. Jetzt, wo die Bahn einmal gebrochen ist, wird ihm Alles folgen."

„Er setzt aber dabei sich und seine ganze Existenz auf's Spiel," warf der Polizeidirector ein. „Seine Schrift wagt zu viel, und so glänzend sie auch geschrieben ist, sie wird dem Verfasser theuer zu stehen

kommen. Raven ist wahrlich nicht der Mann, der sich ungestraft beleidigen und angreifen läßt. Der kecke Herausforderer kann das Opfer seiner Verwegenheit werden."

„Oder er bringt endlich einmal die Allmacht des Gouverneurs zum Scheitern. Aber wie die Sache auch enden mag, sie wird jedenfalls ungeheures Aufsehen erregen und hier in R. ist sie nun vollends der Funke im Pulverfaß."

„Das fürchte ich auch," stimmte der Polizeichef bei. „Es läßt sich begreifen, daß der Freiherr jetzt Alles daran setzt, um der Situation Herr zu bleiben. Nun, was er auch thun mag, er thut es auf seine Gefahr." —

Während die beiden Herren ihren Weg fortsetzten, hatte im Arbeitszimmer des Gouverneurs in der That die erwähnte Conferenz zwischen diesem und dem Oberst Wilten stattgefunden. Der Inhalt des Gespräches mußte wohl ernster Natur gewesen sein, denn auch der Oberst sah sehr ernst aus. Raven war dem äußern Anscheine nach unbewegt, nur die Blässe, die auf seinem Antlitze lag, und die tiefgefurchte Stirn verriethen, daß irgend etwas Außergewöhnliches ihn berührt hatte; er beherrschte Haltung und Sprache, wie immer.

„Es bleibt dabei," sagte er. „Sie halten das Militär verfügbar zum sofortigen Eingreifen und gehen

schonungslos vor, sobald man Ihnen Widerstand entgegensetzt. Ich nehme die Verantwortung und alle etwaigen Folgen auf mich allein."

„Wenn es sein muß — allerdings," entgegnete der Oberst zögernd. „Sie kennen meine Bedenken, und ich verhehle Ihnen nicht, daß ich mich eintretenden Falles mit Ihrer Verantwortung decken werde."

„Ich vertrete die Maßregel in ihrem ganzen Umfange. Dieses rebellische R. soll und muß gebändigt werden. Ich habe jetzt mehr als je Grund, meine unbedingte Autorität aufrecht zu erhalten; man soll nicht glauben, daß sie unter dem heimtückischen Schlage wankt, der gegen mich geführt wird."

„Welcher Schlag?" fragte der Oberst.

„Sie kennen noch nicht die Neuigkeit aus der Residenz?"

„Nein, Sie wissen ja, daß ich erst seit einigen Stunden hier bin."

Raven erhob sich und durchmaß mit raschen Schritten das Zimmer. Als er zurückkehrte und vor dem Obersten stehen blieb, sah man es doch, wie die Aufregung in ihm wühlte, trotz all seiner Anstrengung, sie niederzuhalten.

„So empfehle ich Ihnen, die Flugschrift des Assessors

Winterfeld zu lesen," sagte er in einem Tone, der sarkastisch sein sollte, aber auf's Aeußerste gereizt klang. „Er fühlt sich berufen, mich vor dem ganzen Lande als einen Despoten hinzustellen, der weder nach Recht noch nach Gesetzen fragt und der für die ihm anvertraute Provinz ein Unglück und ein Unheil geworden ist. Es ist ein ganzes Sündenregister, was mir da vorgehalten wird. Uebergriffe, Willkür, Gewaltacte und wie die Schlagworte alle heißen. Es lohnt wirklich der Mühe, das Machwerk zu lesen, und wäre es auch nur, um sich darüber zu wundern, was einer meiner jüngsten und untergeordnetsten Beamten sich gegen seinen früheren Chef herausnimmt. Bis jetzt haben nur einige Wenige die Broschüre in Händen; morgen wird die ganze Stadt sie kennen."

„Aber mein Gott, warum lassen Sie das denn so ruhig geschehen?" rief der Oberst. „Dergleichen kann doch nicht plötzlich ohne jede Vorbereitung auftauchen, Sie müssen doch Nachrichten darüber erhalten haben."

„Gewiß, ich erhielt sie gestern Abend, ungefähr zu derselben Zeit, wo die Residenz bereits mit der Broschüre überschwemmt wurde und diese auf dem Wege hierher war. Der Courier überbrachte mir zugleich das ‚aufrichtige Bedauern' des Ministers, daß man die Ver-

breitung nicht habe verhindern können, daß die Sache überhaupt nicht mehr zu unterdrücken sei."

„Das ist seltsam," sagte Wilten befremdet.

„Mehr als seltsam. Man pflegt sonst in der Residenz sehr genau unterrichtet zu sein über Alles, was die Presse verläßt, und läßt nicht leicht etwas in die Welt hinaus, was gefährlich werden könnte. Bei dieser Schrift vollends wäre es ein Leichtes gewesen, die gegen mich geschleuderten Beleidigungen auf die Regierung selbst zu übertragen und darauf hin das Ganze zu unterdrücken. Es scheint aber, man hat das diesmal nicht gewollt, nnd da man mein energisches Dringen fürchtete, so zog man es vor, mich in vollständiger Unwissenheit zu lassen, und gab mir erst im letzten Augenblicke Nachricht, als es zu spät war."

Der Oberst sah nachdenkend zu Boden. „Sie haben wenig Freunde in der Residenz und bei Hofe. Ich sagte es Ihnen schon vor Monaten: es wird dort fortwährend gegen Sie gewühlt und intriguirt, und man bietet Alles auf, Ihren Einfluß zu untergraben. Wenn sich noch dazu ein geeignetes Werkzeug findet — Assessor Winterfeld ist ja wohl gegenwärtig im Ministerium?"

„Ja wohl," sagte der Freiherr mit Bitterkeit. „Ich

habe ihm die Pforten dazu geöffnet — ich selbst habe meinen Denuncianten nach der Residenz geschickt."

„Man wird sich des jungen Mannes bemächtigt haben, weil man wußte, daß er direct aus Ihrer Kanzlei kam. Er leiht vielleicht nur den Namen her zu einem Angriff, der von ganz anderer Seite ausgeht."

Raven schüttelte finster den Kopf. „Der ist kein Werkzeug in fremden Händen; der handelt aus eigenem Antriebe; auch kann die Schrift nicht erst in den wenigen Wochen entstanden sein, die seit seiner Entfernung verstrichen sind. Sie ist das Resultat von Monaten, von Jahren vielleicht. Hier in meiner Kanzlei, fast unter meinen Augen, ist der Anschlag geplant und entworfen worden. Jedes Wort zeigt, daß er lange und sorgfältig vorbereitet wurde."

„Und der Assessor hat sich niemals Ihnen oder Anderen gegenüber verrathen?" fragte Wilten. „Er muß doch Umgang, muß doch Vertraute gehabt haben."

Die Lippen des Freiherrn zuckten, und sein Blick heftete sich auf die Fensternische, aus der ihm gestern Gabriele entgegengetreten war.

„Einen seiner Vertrauten wenigstens kenne ich," sagte er dumpf, „und der soll mir Rede stehen. Was ihn selbst betrifft — nun, das wird sich finden. Zwi-

schen uns beiden kann nur von einer Auseinandersetzung die Rede sein, für den Augenblick aber habe ich mit anderen Feinden abzurechnen. Es kommt wenig darauf an, ob ein Assessor Winterfeld in tugendhafter Entrüstung mich für einen Tyrannen und meine Amtsführung für ein Unglück erachtet; das haben Andere auch gethan. Aber daß er es wagen darf, das in alle Welt hinauszuschreien, und daß dieses Wagniß geduldet, vielleicht sogar begünstigt wird — das ist es, was der Sache Ernst und Bedeutung giebt. Ich werde unverzüglich die vollste Genugthuung von der Regierung verlangen, die mit mir und in mir angegriffen ist, und wenn man Miene machen sollte, sie zu verweigern, so werde ich sie mir zu erzwingen wissen. Es ist nicht das erste Mal, daß ich genöthigt bin, mit den Herren in der Residenz die Sprache des Entweder — Oder zu reden. Ich habe mir schon öfter gewaltsam Luft machen müssen, wenn die Intriguen von dort mich auf's Aeußerste brachten."

„Sie nehmen die Angelegenheit zu ernst," beruhigte der Oberst. „Sie setzten ja sonst allen Angriffen eine unerschütterliche Ruhe und Gelassenheit entgegen. Warum lassen Sie sich diesmal durch Lügen und Verleumdungen aus der Fassung bringen?"

Der Freiherr richtete sich mit seinem ganzen Stolze auf. „Wer sagt denn, daß es Lügen sind? Die Schrift strotzt von Feindseligkeit, Unwahrheiten aber enthält sie nicht, und ich denke nicht daran, auch nur eine der darin behaupteten Thatsachen in Abrede zu stellen. Was ich gethan habe, werde ich zu vertreten wissen, aber nur denen gegenüber, denen es zusteht, Rechenschaft von mir zu verlangen, nicht gegen den ersten Besten, dem es einfällt, sich zu meinem Richter aufzuwerfen. Ihm und seinen Genossen werde ich allein die Antwort geben, die sie verdienen."

Das Gespräch wurde hier unterbrochen; man überbrachte dem Gouverneur eine Meldung, die der Polizeidirector soeben aus der Stadt heraufschickte. Oberst Wilten stand auf.

„Ich gehe jetzt, die verabredeten Maßregeln zu treffen. — Die Frau Baronin ist doch glücklich angelangt? Sie kam mit uns zur Stadt, wollte aber meine fernere Begleitung bis zum Schlosse nicht annehmen. Und wie geht es Fräulein von Harder? Sie hat ja die ganzen gestrigen Unruhen mit durchmachen müssen."

„Ich weiß es nicht," sagte Raven kurz, beinahe rauh. „Ich habe sie heut' noch nicht gesehen und war auch

zu beschäftigt, um meine Schwägerin empfangen zu können. Ich werde später hinübergehen."

Er reichte dem Oberst die Hand, und dieser entfernte sich, während der Freiherr an seinen Schreibtisch zurückkehrte, auf dem noch die gestrigen Depeschen lagen, um sofort einen Brief an den Minister zu beginnen.

Die Baronin Harder war in der That vor einigen Stunden angelangt, aber nur von ihrer Tochter empfangen worden, was die Dame sehr übel vermerkte. Sie fand es äußerst rücksichtslos von ihrem Schwager, daß er sich nicht wenigstens einige Minuten von den Geschäften losriß, um sie zu begrüßen. Im Uebrigen war die Erkältung, an der Frau von Harder bereits seit einigen Tagen litt, durch die heutige Fahrt noch verschlimmert worden; sie erklärte sich für sehr leidend und angegriffen und zog sich sobald wie möglich in ihr Schlafzimmer zurück, um die ungestörteste Ruhe zu genießen, zur großen Erleichterung ihrer Tochter, die sich nun wieder selber überlassen blieb.

Gabriele hatte es wirklich kaum vermocht, ihre Aufregung und Unruhe vor der Mutter zu verbergen. Der Freiherr war heute vollständig unsichtbar für sie geblieben und hatte sich sogar beim Frühstück entschuldigen

laſſen. Sie wußte freilich, daß er in Folge der geſtrigen Ereigniſſe vom frühen Morgen an von allen Seiten in Anſpruch genommen war, daß ſich die Meldungen, Audienzen und Conferenzen in ſeinem Arbeitszimmer drängten, aber ſie wußte auch, daß er trotz alledem Zeit finden würde, Zeit finden mußte, um zu ihr zu kommen, wenn auch nur auf Minuten. „Bis morgen!“ Das Wort mit ſeiner leidenſchaftlichen Zärtlichkeit klang noch in ihrer Seele wieder. Der Morgen, der Vormittag waren gekommen und vergangen — Raven kam nicht, ſandte auch kein Wort, keine Zeile, und es lag wie Bergeslaſt auf der Bruſt des jungen Mädchens. Was war geſchehen?

Es war inzwiſchen Mittag geworden. Gabriele befand ſich allein in dem kleinen Salon ihrer Mutter — da endlich vernahm ſie im Vorzimmer den raſchen feſten Schritt, den ſie heute wohl ſchon hundertmal zu hören geglaubt hatte. Sie athmete tief; ſie lauſchte dem Kommenden entgegen, und ihre eben noch ſo bleichen Wangen erglühten plötzlich in dunkler Röthe. Angſt, Sorge, Unruhe, das Alles war vergeſſen in dem Augenblicke, wo die Thür ſich öffnete und der Freiherr eintrat.

„Ich habe mit Dir zu ſprechen,“ begann er ohne jede Einleitung. „Sind wir allein?“

Gabriele machte eine bejahende Bewegung; sie hatte ihm entgegen eilen wollen, hielt aber inne, betroffen von dem Tone, der so fremd und rauh ihr Ohr berührte. Sie gewahrte jetzt erst die seltsame Veränderung in den Zügen des Eintretenden. Das war nicht der Arno Raven mehr, der sie gestern in den Armen gehalten und ihr eine Leidenschaft bekannt hatte, die das ganze Wesen des strengen kalten Mannes in Gluth und Zärtlichkeit umzuwandeln schien. Heute stand er finster, eisig vor ihr. Die Lippen, denen jene heißen Liebesworte entströmten, waren fest zusammengepreßt; in dem starren düsteren Antlitz zeigte sich keine Spur mehr von dem, was sich gestern darin geregt hatte, und die Augen flammten drohend und unheilvoll dem jungen Mädchen entgegen.

„Du hast mich vielleicht früher erwartet," nahm der Freiherr wieder das Wort. „Ich bedurfte einiger Zeit, um mich mit gewissen — Neuigkeiten vertraut zu machen, und zu unserer heutigen Unterredung kommen wir immer noch früh genug. Es ist wohl überflüssig, Dir zu erklären, was ich meine, denn wenn Du auch sonst mit meinen Amtsangelegenheiten nicht vertraut bist, diesmal weißt Du vermuthlich so gut wie ich, um was es sich handelt."

„Ich? Nein," ſagte Gabriele mit ſtockendem Athem. „Was ſoll ich wiſſen?"

„Willſt Du es etwa leugnen? Doch davon ſprechen wir ſpäter; vor allen Dingen möchte ich Dich fragen, was Dich veranlaßt hat, eine ſo erbärmliche Komödie mit mir zu ſpielen, in der mir die lächerliche Rolle zuertheilt wurde. Aber nimm Dich in Acht, Gabriele! Ich ſagte es Dir ſchon geſtern — ich habe wenig Talent für eine ſolche Rolle. Ein Mann, der ſich verhöhnt und verrathen ſieht, bleibt nur lächerlich, ſo lange er es geduldig erträgt. Ich bin nicht geſonnen, das zu thun. Das Spiel, das Du mit mir getrieben, kann verhängnißvoll werden für Dich und noch für einen Anderen."

„Aber was meinſt Du denn? Ich verſtehe Dich nicht," rief das junge Mädchen, deſſen Angſt ſich bei dieſen räthſelhaften Andeutungen von Minute zu Minute ſteigerte. Raven trat dicht vor ſie hin, und ſein Blick heftete ſich durchbohrend auf ihr Antlitz.

„Was ſollten die Warnungen bedeuten, die Du mir geſtern während der Fahrt zuflüſterteſt? Woher wußteſt Du überhaupt, daß mich irgend etwas bedrohte, und weshalb ſchrakſt Du ſo zuſammen und wurdeſt todtenbleich, als der Courier aus der Reſidenz gemeldet wurde? Sprich! Ich will Antwort haben auf der Stelle."

Gabriele hörte mit wachsender Bestürzung zu; sie begann zu ahnen, was diese Fragen bedeuteten, aber der Zusammenhang blieb ihr noch völlig dunkel. Raven mußte es wohl sehen, daß sie ihn nicht verstand, denn er zog eine Broschüre aus seiner Brusttasche und warf sie auf den Tisch.

„Sollte diese Schrift hier nicht Deinem Gedächtniß zu Hülfe kommen? Der schmählichste, unerhörteste Angriff, der je gegen mich geschleudert wurde! Du hast ihn vermuthlich nur im Entwurfe gelesen; vollendet wurde er wohl erst in der Residenz, im Ministerium. So sieh mich doch nicht an, als ob ich in einer fremden Sprache redete! Oder kennst Du den Namen nicht, der da auf dem Blatte steht?"

Gabriele hatte mechanisch die Broschüre in die Hand genommen; ihr Auge fiel auf das bezeichnete Blatt, auf den Namen, der dort stand; sie zuckte zusammen.

„Von Georg? Er hat also Wort gehalten."

„Wort gehalten!" wiederholte Raven mit bitterem Auflachen. „Er gab Dir also sein Wort darauf? Du warst seine Vertraute, warst im Einverständniß mit ihm? Freilich, wie konnte ich denn auch noch zweifeln! Es war ja sonnenklar vom ersten Momente an."

Das junge Mädchen war zu verwirrt und betäubt,

um ſich mit Nachdruck zu vertheidigen. Der unglückſelige Ausruf, der ihr entfuhr, mußte den Freiherrn nur in dem Verdachte beſtärken, daß ſie Mitwiſſerin ſei.

„Ich ahnte irgend ein Unheil,“ entgegnete ſie, ihren ganzen Muth zuſammenraffend, „aber ich wußte nichts Beſtimmtes. Ich glaubte —“

Raven ließ ſie nicht ausreden; ſeine Hand umſchloß die ihrige krampfhaft.

„Hatteſt Du wirklich keine Ahnung davon, daß irgend etwas gegen mich im Werke war? Waren Deine geſtrigen Andeutungen ganz zufällig und abſichtslos? Dachteſt Du, als uns die Nachrichten aus der Reſidenz ſo plötzlich aufſchreckten, mit keiner Silbe daran, daß man ‚Wort gehalten haben könnte‘? Sieh mir in's Auge und ſage Nein — ſo will ich verſuchen, Dir zu glauben.“

Gabriele ſchwieg; ſie konnte darauf nicht mit Nein antworten, und der Gedanke, daß ſie ja in der That wenigſtens um die Abſicht Georg's gewußt, raubte ihr die Faſſung. Die wenigen Worte, die Georg beim Abſchiede zu ihr geſprochen, wurden verhängnißvoll für dieſe Stunde; ſie drückten das junge Mädchen wie eine ſchwere Schuld zu Boden.

Raven's Auge war nicht von ihrem Antlitz gewichen. Jetzt lösten sich seine Finger langsam von den ihrigen; er ließ ihre Hand fallen und trat zurück.

„Du wußtest es also," sagte er. „Und mit diesem Bewußtsein hast Du neben mir gestanden und ruhig zugesehen, wie ich mit einer unsinnigen Leidenschaft rang, wie ich ihr schließlich unterlag. Du ließest mich an eine Erwiderung meiner Gefühle glauben und stachelest mich damit bis zum Wahnsinn, während Du heimlich die Tage und Stunden zähltest, bis zu dem Zeitpunkte, wo ein Deiner Meinung nach tödtlicher Schlag mich treffen mußte. Mit dieser Gewißheit lagst Du gestern in meinen Armen und hörtest mein Geständniß. Beim Himmel, das ist zu viel — zu viel."

Seine Stimme klang noch dumpf und verhalten, aber es verrieth sich schon der nahende Ausbruch darin. Gabriele fühlte es, wie machtlos sie diesen Anklagen gegenüberstand; dennoch machte sie einen Versuch sich dagegen zu erheben.

„Höre mich, Arno! Du bist im Irrthum; ich habe Dich nicht getäuscht, nicht verrathen. Wenn ich etwas wußte —"

„Schweig'!" unterbrach er sie mit furchtbar ausbrechender Heftigkeit. „Ich will nichts hören; ich weiß

genug. Dein Verſtummen vorhin ſprach deutlicher als alle Worte. Rechtfertige Dich bei ihm, bei Deinem ‚Georg‘, daß Du es nicht vermochteſt, ſein Geheimniß bis zum letzten Augenblicke zu bewahren! Vielleicht verzeiht er Dir. Die Warnung wäre ja doch zu ſpät gekommen. Ihm freilich habe ich Unrecht gethan, als ich ihn für einen Alltagsmenſchen erklärte. Er verſteht es, aus dem gewöhnlichen Geleiſe zu treten und Dinge zu unternehmen, die vor ihm Niemand gewagt hat und nach ihm ſo leicht Keiner wagen wird. Vielleicht macht er Carrière damit, der Herr Aſſeſſor, den geſtern noch Niemand kannte und deſſen Name morgen in Aller Munde ſein wird, weil er die Kühnheit beſaß, mich anzugreifen. Aber er wird ſie theuer bezahlen — ich gebe Dir mein Wort darauf. Noch habe ich keinen Kampf und keinen Gegner geſcheut, und auch dieſem wäre ich unbewegt entgegengetreten, aber daß Du, Du im Einverſtändniſſe warſt, daß Du mich verrietheſt, das hat meinen Feinden den Triumph verſchafft, mich auch einmal — faſſungslos zu ſehen.“

Seine Stimme ſchwankte bei den letzten Worten. Mitten durch den Zorn und Haß des Mannes, der ſich in ſeiner Ehre, wie in ſeiner Liebe gleich tödtlich verletzt ſah, brach es wie ein heißer Schmerz, und der

Ton ließ Gabriele alles Andere vergeſſen. Sie flog auf den Freiherrn zu, legte beide Hände auf ſeinen Arm und wollte ſprechen, bitten, aber es war umſonſt — mit einer wilden Bewegung rang er ſich von ihr los und ſtieß ſie zurück.

„Geh'! Ich bin einmal ein Thor geweſen; jetzt iſt die Täuſchung zu Ende. Zum zweiten Male laſſe ich mich nicht wieder umſtricken von dieſen Augen, die mir gelogen haben mit ihrer Angſt und Zärtlichkeit. Sage Deinem Georg, er habe es doch wohl nicht bedacht, was es heiße mich zum Kampfe herauszufordern, er werde es kennen lernen. — Du und ich, wir ſind zu Ende miteinander für immer."

Er ging. Die Thür fiel ſchmetternd hinter ihm zu. Gabriele blieb allein. Sie blickte auf die Broſchüre nieder, die noch auf dem Tiſche lag, auf den Namen, der dort ſtand, und ſah doch nichts von beiden. In ihrem Innern hallten nur die letzten Worte nach. Ja wohl, es war zu Ende, für immer. —

Die Befürchtungen, welche man auch heute für die Ruhe der Stadt hegte, ſollten ſich nur zu bald erfüllen. Die militäriſchen Maßregeln wurden abſichtlich mit der größten Offenheit getroffen, weil man Einſchüchterung davon erwartete, aber ſie hatten die entgegengeſetzte

Wirkung und steigerten nur die allgemeine Erbitterung gegen den Gouverneur. Es gährte freilich schon seit Monaten, aber diese Gährung hatte erst in den letzten Tagen einen wirklich bedrohlichen Charakter angenommen. Bis dahin hatte es freilich an feindseligen Kundgebungen nicht gefehlt, war aber noch nicht zur offenen Auflehnung gekommen. Man war in R. zu lange gewohnt gewesen, sich dem Willen des Gouverneurs zu beugen, als daß man sich so schnell von dieser Gewohnheit hätte losmachen können. Man kannte den Freiherrn und wußte, daß von ihm keine Schwäche und Nachgiebigkeit zu erwarten war; deshalb blieb es wochenlang bei dem Grollen und Murren. Die Autorität eines energischen, unbeugsamen Charakters bewährte sich auch hier. 'Raven hatte bisher noch immer den drohenden Sturm beherrscht; noch gestern war der Macht seiner Persönlichkeit die Menge gewichen, freilich in einer Weise, die auch ihm zeigte, daß es mit dieser Macht zu Ende ging.

Jetzt aber schien die Sache an einem Wendepunkt angelangt zu sein. Die Verhaftungen, die vor einigen Tagen auf Befehl des Freiherrn vorgenommen wurden, und bei denen man mit vollster Härte und Rücksichtslosigkeit zu Werke ging, fachten das schon längst glimmende Feuer zu heller Flamme an. Der gestrige Tu-

mult hatte dem Versuch gegolten, die Freilassung der Verhafteten zu erzwingen, und als der Versuch scheiterte und der Gouverneur auch jetzt noch allen Vorstellungen und allem Drängen ein unbeugsames Nein entgegensetzte, brach die nur für den Augenblick beschwichtigte Aufregung mit verdoppelter Macht los.

Der Abend war herangekommen. Im Regierungsgebäude herrschte überall Unruhe und Aufregung. Die sämmtlichen Eingänge bis auf das Hauptportal waren verschlossen und bewacht; die Dienerschaft drängte sich in ängstlicher Erwartung auf den Treppen und Corridoren, und draußen vor den Fenstern blitzten die Bajonnette der Soldaten. Eine starke Militärabtheilung hielt den Schloßberg besetzt, sie war gerade zu rechter Zeit gekommen, um zu verhindern, daß man das Schloß selbst bedrohte. Das war allerdings abgewendet und die Menge zurückgedrängt worden, aber dafür wogte der Tumult in den nächstgelegenen Straßen um so heftiger, und es stand jeden Augenblick ein Zusammenstoß zu erwarten.

In den Zimmern des Gouverneurs ging es sehr lebhaft zu. Dort jagte eine Meldung die andere: Polizeibeamte und militärische Ordonnanzen kamen und gingen. Hofrath Moser war an die Seite seines Chefs

geeilt, den er nun einmal bei jeder Gefahr als den Hort der Sicherheit betrachtete; auch Lieutenant Wilten, der einen Theil der Besatzung des Schlosses commandirte, befand sich bei dem Freiherrn, und vor wenigen Minuten war auch der Bürgermeister angelangt, der sich nun doch zu diesem letzten Versuche entschloß, den er heute Morgen unterlassen hatte.

Raven selbst stand kalt und unbewegt inmitten all dieses Drängens und Treibens. Er hörte die Meldungen an und gab die Befehle, ohne auch nur einen Augenblick seine Ruhe zu verleugnen, aber die Umgebung hatte sein Antlitz noch nie so hart und eisern gesehen, wie an diesem Abende. Vielleicht hatten die Stürme der letzten vierundzwanzig Stunden die Härte verschuldet, die jetzt in seinen Zügen eingegraben stand, aber was er seit gestern Abend auch durchgekämpft hatte, fremden Augen gegenüber war und blieb er der stolze, unerschütterliche Freiherr von Raven, an dem Alles abglitt, was Andere fast zusammenbrechen ließ.

„Ich bitte und fordere zum letzten Male, daß Sie es nicht zum Aeußersten kommen lassen," sagte der Bürgermeister. „Noch ist es Zeit; noch ist es nicht zum Blutvergießen gekommen; in der nächsten Viertelstunde möchte es zu spät sein. Es heißt, Sie hätten Befehl

zum schonungslosen Vorgehen gegeben. — Ich kann und will das nicht glauben —"

„Sollte ich vielleicht das Schloß einem Angriffe preisgeben?" unterbrach ihn der Freiherr. „Sollte ich abwarten, bis man den Eingang stürmte und mich hier in meinen Zimmern beleidigte? Ich glaube hinreichend gezeigt zu haben, daß ich es nicht liebe, mich und meine Person mit Sicherheitsmaßregeln zu umgeben, aber ich habe noch für Andere einzustehen und vor allen Dingen das Regierungsgebäude zu sichern. Das ist einfach meine Pflicht, der ich nachkommen werde."

„Es handelt sich um eine Demonstration, nicht um einen Angriff," erklärte der Bürgermeister. „Doch gleichviel — das Schloß mußte unter allen Umständen gesichert und die Menge zurückgedrängt werden. Das ist aber jetzt geschehen, der ganze Schloßberg ist besetzt, und damit kann es genug sein. Der Tumult da unten ist unschädlich und wird sich zerstreuen, wenn man ihm seinen Lauf läßt."

„Oberst Wilten wird die Straßen räumen lassen," sagte Raven kalt. „Und wenn man ihm Widerstand dabei entgegensetzt, so wird er von den Waffen Gebrauch machen."

„Das giebt ein unberechenbares Unglück. Das

Militär hält alle Zugänge der Schloßstraße besetzt. Die Menge ist von beiden Seiten eingekeilt und hat nicht einmal Raum zur Flucht. Lassen Sie das nicht geschehen, Excellenz! Es handelt sich um das Leben von Hunderten."

„Es handelt sich um die Ruhe und Sicherheit der Stadt, die nicht länger durch eine Pöbelrotte bedroht werden darf —" die Stimme des Freiherrn hatte den Klang eiserner Entschlossenheit. „Ich habe lange genug mit dieser Maßregel gezögert, nun sie aber einmal beschlossen ist, wird sie auch ihren Lauf nehmen. Werden die Straßen ohne Widerstand geräumt, so ist kein Grund zur Besorgniß vorhanden; im anderen Falle — die Folgen auf das Haupt der Empörer!"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und der Polizeidirector trat ein. Raven ging ihm entgegen. „Nun, wie steht es?"

„Ich habe meine Leute von den Hauptpunkten zurückgezogen," versetzte der Gefragte. „Wir können nichts mehr thun; der Tumult wächst mit jeder Minute; es scheint, man macht sich zum Widerstande bereit. — Ich lasse soeben einige Verwundete in das Schloß bringen; es ist nicht möglich, sie jetzt nach der Stadt zu transportiren; sie müssen vorläufig hier Aufnahme finden."

„Hat es bereits Verwundete gegeben?“ fiel der Bürgermeiſter ein. „Vor zehn Minuten, als ich den Schloßberg paſſirte, war es noch zu keinem Zuſammenſtoß gekommen.“

„Es war vorhin, kurz vor dem Anrücken des Militärs, als wir noch allein den Anprall der ganzen Menge auszuhalten hatten,“ entgegnete der Polizeidirector. „Zwei meiner Leute ſind dabei ziemlich arg verletzt worden. Leider auch noch ein Dritter, gänzlich Unbetheiligter, ein Arzt, der uns zu Hülfe eilte und die Verwundeten verband. Er war gerade auf dem Rückwege begriffen, als einer der zahlreichen Steinwürfe ihn traf und er niederſtürzte. Es iſt der Doctor Brunnow, von dem wir heute Morgen ſprachen,“ fügte der Redende halblaut zu dem Hofrath Moſer gewendet hinzu.

„Wer?“ fragte Raven, der den Namen gehört hatte, mit Lebhaftigkeit.

„Ein junger Arzt, der ſich ſeit einigen Wochen hier aufhält. Max Brunnow iſt ſein Name. Sein Vater lebt in der Schweiz, wohin er wegen Betheiligung an der Revolution flüchten mußte.“

Der Polizeidirector warf dieſe Worte ruhig und ſcheinbar abſichtslos hin, aber ſein Auge ruhte dabei

forſchend auf den Zügen des Freiherrn; er allein ſah das faſt unmerkliche Erbleichen darin und hörte die Erregung in der Frage: „Iſt der junge Mann ſchwer verwundet?“

„Ich fürchte es, vielleicht ſogar tödtlich. Er liegt beſinnungslos da; der Steinwurf hat ihn gerade am Kopfe getroffen.“

„Es wird Alles zur Pflege der Verwundeten geſchehen. Ich werde ſelbſt —“ der Freiherr that einen Schritt nach der Thür hin, beſann ſich aber und blieb ſtehen. Der befremdete Blick des Bürgermeiſters und der ſcharf beobachtende des Polizeidirectors mochten ihn wohl daran erinnern, daß dieſe Theilnahme in zu grellem Gegenſatze zu der Gleichgültigkeit ſtand, die er ſoeben erſt gegen fremdes Leben gezeigt. „Ich werde ſelbſt dem Haushofmeiſter die nöthigen Weiſungen geben,“ fügte er langſamer hinzu und legte die Hand an die Klingel.

„Der Haushofmeiſter trifft bereits mit großer Umſicht alle Anſtalten,“ erklärte der Polizeichef. „Es iſt nicht nöthig, daß Sie ſich ſelbſt bemühen, Excellenz.“

Der Freiherr ſchwieg und trat an das Fenſter. War es eine Warnung, die ihm gerade in dieſem Augenblicke den Namen des Jugendfreundes in das Gedächtniß

rief, eine Erinnerung daran, daß Arno Raven auch einſt zu jenen „Empörern“ gehörte, die der Gouverneur Freiherr von Raven niederſchießen laſſen wollte — es war eine lange verhängnißvolle Pauſe, welche die nächſten Minuten ausfüllte.

„Ich kehre nach der Stadt zurück,“ brach der Bürgermeiſter endlich das Schweigen. „Soll ich wirklich jene Worte als letzten Entſchluß Eurer Excellenz mit mir nehmen?“

Der Freiherr wandte ſich um. Es lag etwas wie innerer Kampf in ſeinen Zügen, als er erwiderte: „Oberſt Wilten hat das Commando in der Stadt. Ich kann in ſeine Maßregeln nicht eingreifen; die militäriſchen Dispoſitionen ſind ſeine Sache.“

„Der Oberſt handelt auf Ihre Weiſung. Ein Wort von Ihnen, und er enthält ſich wenigſtens des directen Eingreifens. Sprechen Sie dieſes Wort aus! Wir warten Alle darauf.“

Wieder vergingen einige Secunden. Die Stirn des Gouverneurs zog ſich in finſtere Falten; plötzlich richtete er ſich empor und rief den jungen Officier an ſeine Seite.

„Herr Lieutenant Wilten, können Sie Ihren Poſten hier im Schloſſe auf eine Viertelſtunde verlaſſen? Ich möchte Sie erſuchen, Ihrem Vater ſelbſt —“

Er hielt inne und horchte auf. Von der Stadt her klang es herüber, entfernt zwar, aber mit furchtbarer Deutlichkeit, ein nicht mißzuverstehender Laut — das Knattern von Gewehren.

„Mein Gott — das sind Schüsse," rief Hofrath Moser aufschreckend, während der Bürgermeister und der Polizeidirector zum Fenster eilten. Die Dunkelheit erlaubte freilich nicht, irgend etwas zu sehen, aber dessen bedurfte es auch nicht mehr. Es krachte zum zweiten, zum dritten Male, — dann war Alles still.

„Die Botschaft würde nichts mehr nützen," sagte der junge Officier leise zu dem Freiherrn. „Man schießt bereits."

Raven erwiderte keine Silbe; er stand unbeweglich da, die Hand auf den Tisch gestützt, das Auge nach dem Fenster gerichtet; erst als die anderen Beiden von dort zurückkehrten, wandte er sich zum Bürgermeister:

„Sie sehen, es ist zu spät. Ich kann nicht mehr eingreifen, selbst wenn ich wollte."

„Ich sehe es," sagte der Angeredete mit schneidender Bitterkeit. „Sie haben jetzt das Blut zwischen sich und uns gestellt, und da ist jedes fernere Wort überflüssig. Ich habe nichts mehr zu sagen."

Wenn irgend Jemand Veranlassung hatte, über das

ſeltſame Spiel des Zufalls Betrachtungen anzuſtellen, ſo war es ſicher der Hofrath Moſer, denn gegen ihn hatte ſich der Zufall eine Malice erlaubt, wie ſie ärger gar nicht gedacht werden konnte. Er, der allergetreueſte Unterthan ſeines allergnädigſten Souverains, der Inbegriff aller Loyalität, der geſchworene Feind aller revolutionären und demagogiſchen Elemente, er mußte es jetzt erleben, daß unter ſeinem Dache, in ſeiner Wohnung der Sohn eines Hoch- und Staatsverräthers gepflegt wurde, und was das Schlimmſte war, die Unvorſichtigkeit und Uebereilung der eigenen Tochter hatte dieſes Schickſal über das Haupt ihres Vaters gebracht.

Es war nicht zu leugnen, daß Agnes Moſer allein die Schuld daran trug, wenn ſie dabei auch zweifellos von den frömmſten Motiven geleitet wurde. Agnes hatte von jeher die kurze Zeit, die ſie noch im Hauſe ihres Vaters zubringen ſollte, ehe ſie der ſelbſtgewählten Beſtimmung folgte, als eine Vorbereitung für dieſe betrachtet. Die kranke Frau des Copiſten war nicht die Einzige, die ſich ihrer Sorgfalt erfreute. Wo es im Schloſſe oder in der näheren Umgebung nur irgend etwas zu tröſten oder zu pflegen gab, erſchien das junge Mädchen, das ſonſt niemals zum Vorſchein kam, um ſeine ſtille, aufopfernde Thätigkeit zu beginnen, und was

bei einer Anderen befremdlich erſchienen wäre, galt hier als ſelbſtverſtändlich. Man wußte ja allgemein, daß die Tochter des Hofraths den Schleier nehmen werde; man ſah in ihr bereits die künftige Nonne, und dies im Verein mit ihrer Bereitwilligkeit, überall zu helfen, wo Hülfe nothwendig war, verſchaffte ihr bei ſämmtlichen Bewohnern des Schloſſes einen Reſpect, der ſonſt ſiebenzehnjährigen jungen Mädchen ſelten zu Theil wird. Man fand es daher ſehr natürlich, daß an jenem Abende, als die Verwundeten in das Schloß gebracht wurden, auch Fräulein Moſer ſich an den Hülfeleiſtungen betheiligte, und kam ihr auf das Bereitwilligſte entgegen, als ſie den Vorſchlag machte, den am ſchwerſten Verletzten, den Doctor Brunnow, in die Wohnung ihres Vaters zu bringen, wo ſie ihn ſelbſt pflegen werde. Der Gouverneur hatte befohlen, auf's Beſte für die Verwundeten zu ſorgen, beſonders für den jungen Arzt, dem die Ausübung ſeiner Pflicht beinahe das Leben gekoſtet hatte; einer beſſeren Pflege aber konnte man dieſen gar nicht anvertrauen. Er mußte ſeines bedenklichen Zuſtandes wegen vorläufig im Schloſſe bleiben, während die beiden Sicherheitsbeamten, die leichtere Wunden davongetragen hatten, am nächſten Tage nach der Stadt gebracht werden konnten. Der Haushof-

meiſter war ſehr erfreut, den Befehlen ſeines Herrn ſo pünktlich nachkommen zu können; er unterſtützte das Fräulein nach Kräften in ihrem von der chriſtlichen Barmherzigkeit eingegebenen Vorhaben und hatte die Genugthuung, zu ſehen, daß der Freiherr, dem er dieſe Wendung der Sache meldete, außerordentlich zufrieden damit war.

Um ſo weniger zufrieden aber war der Hofrath. Er gerieth außer ſich, als er bei der Rückkehr dieſen „ſtaatsgefährlichen“ Patienten in ſeiner Wohnung fand und verlangte entſchieden die Entfernung deſſelben, ſtieß aber hier auf einen ebenſo entſchiedenen Widerſtand. Die ſanfte, ſtille Agnes zeigte zum erſten Male in ihrem Leben Feſtigkeit und Energie, als ſie ſich weigerte, dem Vater zu gehorchen, und da ſich auch die reſolute Frau Chriſtine auf die Seite ihres Fräuleins ſchlug, ſo wurde Moſer überſtimmt. Man machte ihm begreiflich, daß man den Schwerkranken nicht wieder fortſchaffen könnte, ohne ſein Leben zu gefährden und ſich geradezu zu ſeinem Mörder zu machen. Der Hofrath ſah das ſchließlich ein, aber es minderte nicht ſeine Verzweiflung; er lief gleich am nächſten Morgen zu ſeinem Chef, um ihm die Schreckenskunde zu überbringen und ſich feierlichſt gegen jede Mitſchuld zu verwahren, aber

er erhielt ſtatt des gehofften Machtwortes, das ihm von dem aufgedrungenen Gaſte befreien ſollte, den Rath, ſich dem eigenmächtigen Verfahren ſeiner Tochter zu fügen, das der Freiherr im höchſten Grade zu billigen ſchien. Raven verhieß, dafür zu ſorgen, daß der Vorfall zu keinem Zweifel an der Loyalität des Hofrathes Veranlaſſung gebe, und erklärte ſogar, ſeinen eigenen Hausarzt ſenden zu wollen. Man ſei durchaus verpflichtet, ſich des jungen Arztes anzunehmen, der ſich ſo aufopfernd bewieſen habe. Dieſer Autorität fügte ſich der Hofrath denn endlich, aber es geſchah mit ſchwerem Herzen. Er konnte es ſeiner Tochter nicht verzeihen, daß ſie die Barmherzigkeit gegen ihre leidenden Mitmenſchen ſo in's Extrem trieb, und wenn er auch an der vollendeten Thatſache nichts ändern konnte, ſo betrachtete er ſie doch täglich mit neuem Entſetzen und neuer Entrüſtung. —

Es war am dritten Tage nach der Verwundung Max Brunnow's. Der Arzt, welcher ihn behandelte, hatte ſoeben die Moſer'ſche Wohnung betreten. Es war ein kleiner, ſchmächtiger Herr mit hellblondem Haar, milden Augen und einer ſehr ſanften Stimme; er ſprach mit dem Hofrath, der ſich eben in ſeine Kanzlei begeben wollte.

„Nein, Herr Hofrath, ich habe wenig oder eigentlich gar keine Hoffnung mehr, den Patienten zu retten. Es steht schlecht mit ihm, sehr schlecht; wir müssen auf das Schlimmste gefaßt sein.“

„Sie haben ihn heute noch nicht gesehen,“ sagte der Hofrath. „Meine Tochter sagte mir, er habe die ganze Nacht ruhig geschlafen.“

Der kleine Herr zuckte die Achseln. „Das ist Schwäche, Betäubung. Der Blutverlust war sehr stark, und nach diesem heftigen Wundfieber mußte nothgedrungen eine um so größere Erschöpfung eintreten. Ich sage Ihnen, es ist vorbei — ganz vorbei!“

„Das thut mir leid,“ entgegnete der Hofrath. Im Angesichte des Todes wich denn doch sein Groll und machte dem Mitleid Platz. „Und auch meiner Tochter wird es leid thun. Sie hat sich mit so großem Eifer der Pflege angenommen und ist fast nicht von dem Krankenbette gewichen. Ich fürchte, Agnes überanstrengt sich dabei, denn ich habe sie noch nie so blaß gesehen wie jetzt. Heute Morgen mußte ich sie beinahe zwingen, einige Stunden zu ruhen, nachdem sie die ganze Nacht gewacht hatte.“

„Ja, Fräulein Moser widmet sich mit einer wahren Leidenschaft der Krankenpflege,“ meinte der Arzt be-

wundernd. „Sie bringt eine unendliche Hingebung für ihren künftigen Beruf mit und wird sehr segensreich darin wirken. Hier freilich wird ihre Thätigkeit bald zu Ende sein. Ich fürchte, die Stunden des Armen sind gezählt; er wird kaum den Abend erleben."

Er schüttelte melancholisch den Kopf und verabschiedete sich, um zu dem Kranken zu gehen. Der Hofrath blieb zurück, gleichfalls sehr melancholisch, aber aus anderen Gründen. Das fehlte noch. Nun gar ein Todesfall im Hause, nachdem man zwei Tage lang all die Angst und Sorge durchgemacht hatte! Und wie schrecklich, wenn in den Zeitungen zu lesen stand: „Der Sohn des aus der Revolutionszeit hinreichend bekannten Doctor Brunnow ist in R. im Hause des Hofrath Moser gestorben, nachdem er bei einem Straßenauflauf schwer verwundet worden war." Diese rücksichtslosen Zeitungen pflegten solche Nachrichten ja immer nur ganz kurz und trocken zu bringen, ohne Erklärungen und Auseinandersetzungen. Der Hofrath sandte einen anklagenden Blick zum Himmel. Er, der pflichttreueste, gewissenhafteste Beamte, mußte einem solchen Schicksal verfallen; er senkte den Kopf tief auf die weiße Halsbinde nieder, als er endlich den Weg nach seiner Kanzlei antrat.

Der Arzt hatte sich inzwischen in das Krankenzimmer begeben. Er trat sehr leise, sehr vorsichtig ein, wie man das bei Sterbenden zu thun pflegt. Frau Christine, die auf kurze Zeit ihr Fräulein in der Pflege abgelöst hatte, saß am Bette. Der Doctor tauschte flüsternd einige Worte mit ihr aus und sandte sie dann fort, um neue Compressen zu holen. Er selbst trat an das Bett und beugte sich über den Kranken, der jetzt erwachte, und, wie es schien, mit voller Besinnung die Augen aufschlug.

„Wie befinden Sie sich?“ fragte der kleine Arzt in sehr sanftem Tone den Patienten.

„Ich danke, ganz leidlich,“ erwiderte dieser, dessen Augen irgend etwas zu suchen schienen. „Was ist denn eigentlich mit mir vorgegangen?“

„Sie sind sehr schwer verwundet, aber beruhigen Sie sich! Ich werde mein Möglichstes thun. Sie sind in den besten Händen.“

Max, dessen Blick mittlerweile das ganze Zimmer durchforscht hatte, ohne zu finden, was er suchte, begann jetzt den Redenden zu mustern.

„Vermuthlich ein Herr College?“ sagte er. „Mit wem habe ich denn die Ehre —?“

„Mein Name ist Berndt,“ versetzte der Herr College.

„Seine Excellenz der Gouverneur, der große Theilnahme bei Ihrer Verwundung zeigte, wollte Ihnen seinen eigenen Hausarzt senden. Der Herr Medicinalrath ist aber leider erkrankt, und so habe ich, sein Assistent, die Behandlung übernommen. — Aber Sie dürfen nicht reden, sich überhaupt nicht regen. Beantworten Sie meine Fragen durch Zeichen, wenn Ihnen das Sprechen schwer fällt! Sie sind so unendlich matt und angegriffen und bedürfen der äußersten —"

Er hielt erschrocken inne, denn der dem Tode Geweihte richtete sich urplötzlich mit einem kräftigen Rucke empor und setzte sich aufrecht, während er mit einer nichts weniger als matten Stimme fragte:

„Wo ist denn meine Pflegerin geblieben? Sie war doch sonst immer an meiner Seite."

„Fräulein Moser, meinen Sie? Sie ruht ein wenig, nachdem sie die ganze Nacht an Ihrem Krankenbette gewacht hat. Sie haben eine sehr aufopfernde Pflegerin gefunden; das Fräulein ist ein Engel der Barmherzigkeit."

„Barmherzigkeit?" wiederholte Max in gedehntem Tone. „Ja, freilich, die intime Bekanntschaft mit den Pflastersteinen Ihrer liebenswürdigen Stadt hat mich auf die Barmherzigkeit der Menschen angewiesen. Es

ist eine ganz verwünschte Benutzung des Straßenplasters, wenn man es den Leuten an die Köpfe wirft."

„Regen Sie sich nicht auf, bester Herr College!" bat Doctor Berndt sanft. „Nur ja keine Aufregung! Nur Ruhe, Stille, Schonung! Aber da Sie doch wieder bei klarer Besinnung sind, möchte ich fragen, ob Sie noch irgend einen Wunsch, irgend ein Verlangen haben."

Der Ausdruck seines Gesichtes zeigte deutlich, daß er nichts Geringeres, als eine letztwillige Verfügung erwartete. Statt dessen erwiderte der Patient mit der größten Seelenruhe:

„Gewiß, ich habe ein sehr dringendes Verlangen etwas zu essen."

„Zu essen?" fragte der Doctor, auf's Höchste betroffen. „Nun, wenn Sie es wünschen, können wir ein wenig Bouillon versuchen."

„Ein wenig genügt nicht," erklärte Max. „Es muß sehr viel sein. Ueberhaupt bedarf ich etwas Consistenteres, als bloße Bouillon. Ein Beafsteak — ich würde deren auch zwei essen."

„Um Gotteswillen!" rief Doctor Berndt entsetzt und griff wieder nach dem Puls, da er der Meinung war, der Kranke phantasire, dieser aber zog ärgerlich die Hand zurück.

„So machen Sie doch nicht so viel Aufhebens von dem Loch in meinem Kopfe! Das heilt in acht Tagen. Ich kenne meine Natur.“

Der kleine Arzt blickte mit kummervollem Ausdruck auf den Ahnungslosen. „Sie täuschen sich vollständig über Ihren Zustand, Herr College. Sie sind schwer krank; trotz dieses Aufflackerns Ihrer Lebenskraft. Sie lagen zwei Tage lang im heftigsten Wundfieber.“

„Das ist kein Grund, daß ich mich nicht am dritten Tage, wenn das Fieber vorbei ist, ganz wohl befinden sollte. — Aufflackern der Lebenskraft? Bilden Sie sich etwa ein, daß ich in Lebensgefahr schwebe?“

„Das bilde ich mir nicht blos ein — das ist Thatsache,“ sagte Doctor Berndt etwas pikirt. „Ich fürchte im vollen Ernste —“

„Fürchten Sie gar nichts!“ unterbrach ihn Max. „Ich habe noch nicht die mindeste Lust, nach dem Jenseits abzureisen. Jetzt aber haben Sie die Güte, mir zu sagen, wie ich eigentlich behandelt worden bin!“

Die so unzweideutig kundgegebene Lebenslust seines Patienten, dem er das Leben mit solcher Entschiedenheit abgesprochen hatte, schien den Doctor völlig aus der Fassung gebracht zu haben. Er schwieg und sah ganz verdutzt aus; erst als die Frage mit hörbarer Ungeduld

wiederholt wurde, ließ er sich zu der gewünschten Auseinandersetzung herbei und zählte mit großem Selbstgefühl sämmtliche Maßregeln auf, die er ergriffen hatte, um den Kranken dem Tode zu entreißen.

Max hörte mit geringschätziger Miene zu. „Verehrtester Herr College, da hätten Sie etwas Besseres thun können," sagte er in seiner rücksichtslosen Weise. „Ich bin gar nicht für solche Gewaltmittel; ich pflege sie niemals bei leichten Fällen anzuwenden und lasse dort hauptsächlich die Natur walten, um sie dann nach Kräften zu unterstützen."

„Es war aber kein leichter Fall," rief der kleine Arzt, der trotz seiner Sanftmuth jetzt gereizt zu werden begann. „Ich sage Ihnen, Ihr Zustand war äußerst gefährlich, er ist es noch, und Sie werden das bald genug erfahren, wenn die augenblickliche Erregung vorüber ist"

„Und ich sage Ihnen, daß ich mich ganz wohl befinde," rief Max noch lauter, „und daß von Lebensgefahr überhaupt gar nicht die Rede ist. Ich bin ein entschiedener Gegner dieser Behandlungsart; ich halte sie für nutzlos, ja für schädlich. Sie können Gott danken, daß meine kräftige Natnr diese Experimente ausgehalten hat, sonst hätten Sie den Tod eines Collegen auf dem Gewissen."

Doctor Berndt wurde purpurroth vor Entrüſtung. „Es iſt die Behandlungsart des Herrn Medicinalraths, die ich anwende. Der Herr Medicinalrath iſt eine Autorität allererſten Ranges; er nimmt die bedeutendſte Stellung an der hieſigen Univerſität ein und hat die großartigſten Erfolge.“ Dabei erhob der kleine Arzt ſeine ſanfte Stimme ſo laut und ſchrill, wie er nur konnte, aber es war vergebens, denn Max mit ſeiner kräftigen Lunge überſchrie ihn.

„Der Herr Medicinalrath geht mich gar nichts an. Wir haben an unſerer Univerſität in Z. noch viel bedeutendere Autoritäten und viel großartigere Erfolge. Aber wir ſtecken nicht mehr in der Tradition, wie die Herren hier in dem patriarchaliſchen R. —“

Die beiden Mediciner geriethen in einen Berufsſtreit, der ſo heftig wurde, daß Frau Chriſtine erſchrocken aus dem Nebenzimmer herbeiſtürzte, aber ſie blieb ſtarr vor Verwunderung auf der Schwelle ſtehen bei dem Anblicke, der ſich ihr darbot. Doctor Brunnow, der von Rechtswegen auf dem Sterbebette liegen ſollte, ſaß aufrecht im Bette und überſchüttete in höchſt energiſcher Ausdrucksweiſe ſeinen Collegen mit einer wahren Fluth von mediciniſchen Behauptungen, Gründen und Beweisführungen. Der Herr College aber, der vor kaum zehn

Minuten förmlich in das Zimmer geſchwebt war, um den Todtkranken nicht zu ſtören, ſtand in höchſter Aufgeregtheit vor demſelben und focht mit beiden Armen in der Luft herum, während er vergebens verſuchte, zu Worte zu kommen. Als ihm dies durchaus nicht gelingen wollte, ergriff er endlich ſeinen Hut und rief wüthend:

„Wenn Sie denn doch Alles beſſer wiſſen, Herr College, ſo behandeln Sie ſich gefälligſt ſelbſt! Ich ſoll dem Gouverneur Nachricht von Ihrem Befinden bringen; ich werde Seiner Excellenz aber ſagen, daß mir ſolch ein Patient noch nicht vorgekommen iſt, der geſtern noch für todt daliegt und heute mir und der ganzen hieſigen Facultät die größten Grobheiten an den Kopf wirft. Sie haben ganz Recht, eine Natur wie die Ihrige exiſtirt nicht zum zweiten Male. Sie machen ja jede Diagnoſe zu Schanden — ich empfehle mich Ihnen!

Damit verließ er das Zimmer. Frau Chriſtine, die nicht ein Wort von der ganzen Sache begriff, ſah ihm verwundert nach und näherte ſich dann dem Kranken.

„Aber was iſt denn vorgefallen? Der Herr Doctor läuft in voller Wuth fort und Sie —?“

„Laſſen Sie ihn nur laufen!“ ſagte Max, ſich ruhig

zurücklehnend. „Dieſer Menſch und College will durchaus einen Todeskandidaten aus mir machen und hätte mich beinahe umgebracht mit ſeinen unſinnigen Anordnungen. Jetzt werde ich meine Behandlung in die Hand nehmen und gleich damit den Anfang machen. — Beſte Frau Chriſtine, ich bitte Sie dringend und freundſchaftlichſt, bringen Sie mir irgend etwas zu eſſen!“ —

Es mochte eine Stunde ſpäter ſein, als Agnes Moſer nach einer kurzen und nur allzu nothwendigen Ruhe ſich anſchickte, ihren Platz am Krankenbette, von dem ſie während der letzten Tage kaum gewichen war, wieder einzunehmen. Doctor Brunnow war inzwiſchen ſeiner erſten eigenen Verordnung mit einer Pünktlichkeit nachgekommen, die nichts zu wünſchen übrig ließ, zur großen Freude der Frau Chriſtine, welche fand, daß der Doctor ſich ganz ausgezeichnet behandle. Sie redete ihm indeß vergebens zu, jetzt wieder zu ſchlafen; Max behauptete, daß dies gar nicht nöthig ſei, und unterhielt ſich ausſchließlich damit, die Thür anzuſehen, durch welche Agnes eintreten mußte. Er gab dabei ſehr unzweideutige Zeichen von Ungeduld, und als er ſich beikommen ließ, in einer Viertelſtunde drei Mal zu fragen, wo denn ſeine Pflegerin eigentlich bleibe, wurde auch

Chriſtine ungeduldig. Sie faßte den Patienten ſcharf in's Auge und fragte ohne alle Umſchweife:

„Herr Doctor, was iſt das eigentlich mit Ihnen und Fräulein Agnes? Die Sache iſt nicht richtig — das habe ich längſt gemerkt.“

Max zog es vor, gar keine Antwort zu geben, aber das half ihm wenig; die Sprechende fuhr in ihrer derben Weiſe fort:

„Geben Sie ſich nur keine Mühe, mir etwas weiß zu machen! Ich bin nicht umſonſt hier im Krankenzimmer ab- und zugegangen und habe es mit angeſehen, wie das arme Kind ſich faſt zu Tode ängſtigte, und wie Sie ſich benahmen, ſobald Agnes nur in ihre Nähe kam. Ich weiß Beſcheid, ganz genau Beſcheid — das verſichere ich Ihnen.“

„Frau Chriſtine, Sie ſind eine äußerſt kluge Frau,“ ſagte der junge Arzt. „Sie erzählen mir da Dinge, von denen ich ſelbſt bis vor drei Tagen noch nicht das Geringſte wußte und Fräulein Agnes ebenſo wenig. Aber Sie haben leider Recht; die Nemeſis hat mich ereilt — ich bin hoffnungslos verliebt.“

Chriſtine nickte. „Das habe ich längſt gewußt. Aber was denn nun? Ich habe bisher noch nicht viel über die Sache nachgedacht, da Doctor Berndt Ihnen

ſo entſchieden das Leben abgeſprochen hatte. Dann wäre ja doch Alles zu Ende geweſen. Da aber, wie es jetzt ſcheint, vom Sterben vorläufig noch keine Rede iſt —"

„Gar keine Rede!" ſchaltete der Patient ein.

„So möchte ich Sie doch fragen, was denn nun eigentlich aus Ihnen und dem Fräulein werden ſoll?"

„Ein Ehepaar!" verſetzte Max lakoniſch. „Was denn ſonſt?"

Wider Erwarten entſetzte ſich Frau Chriſtine gar nicht über dieſe Antwort. Sie war, wie der Hofrath ihr oft genug vorwarf, ein Freigeiſt. Obgleich ſelbſt Katholikin, war ſie doch die Wittwe eines Proteſtanten und hatte im Laufe ihrer Ehe verſchiedene ketzeriſche Grundſätze eingeſogen, wozu unter Anderem auch eine entſchiedene Abneigung gegen das Kloſterleben gehörte. Sie hatte jenen Entſchluß des jungen Mädchens nie mit günſtigen Augen betrachtet und zog es unbedingt vor, ihr Fräulein im Myrthenkranze ſtatt im Nonnenſchleier zu ſehen. Das Vorhaben des Doctor Brunnow, der ihr vom Anfang an gefallen hatte, erfreute ſich alſo durchaus ihres Beifalls; dennoch ſchüttelte ſie bedenklich den Kopf.

„Aber das geht nun und nimmermehr. Vergeſſen

Sie denn ganz, daß Fräulein Agnes in's Kloſter gehen will?"

„Daraus wird nichts," entſchied Max. „Sie iſt noch nicht drinnen, und ich werde ſchon dafür ſorgen, daß ſie nicht hinein kommt. Vor allen Dingen ſagen Sie dem Fräulein noch nicht, daß ich mich beſſer befinde, und verſchweigen Sie ihr auch den Streit mit meinem Herrn Collegen und den vortrefflichen Appetit, den ich vorhin entwickelt habe! Ich werde ihr das ſelbſt erzählen."

Chriſtine ſtutzte ein wenig bei dieſer Weiſung.

„Herr Doctor, Sie werden doch nicht ſo gewiſſenlos ſein und dem armen Kinde eine Komödie vorſpielen?" fragte ſie.

„Ich bin in ſolchen Dingen ſchrecklich gewiſſenlos," erklärte der Herr Doctor. „Uebrigens verlange ich Ihr Schweigen nur ſo lange, bis ich Fräulein Agnes ſelbſt geſprochen habe, dann wird ſich das Weitere ſchon finden."

Das geforderte Verſprechen konnte nicht mehr gegeben werden, denn Agnes trat in dieſem Augenblicke ein. Sie ſah in der That ſehr blaß aus, und der trübe fragende Blick, den ſie auf Chriſtine richtete, verrieth ihre ganze Hoffnungsloſigkeit. Mit leiſem Schritt

trat sie an das Bett des Kranken, beugte sich über ihn und fragte mit bebender Stimme, wie er sich befinde.

Herr Doctor Brunnow hütete sich wohlweislich, die frischen Lebensgeister zu zeigen, die sich vorhin bei dem medicinischen Streite in ebenso überraschender, wie erfreulicher Weise geregt hatten. Er fand für gut, statt aller Antwort dem jungen Mädchen nur mit einer matten Bewegung die Hand entgegen zu strecken. Max wußte sehr genau, welchen mächtigen Bundesgenossen er in der vermeintlichen Todesgefahr hatte, und da er seinem eigenen Geständnisse nach „schrecklich gewissenlos" war, so besann er sich keinen Augenblick, die Stiuation praktisch auszunützen.

Frau Christine fand allerdings, daß der Doctor ein ganz abscheulicher Mensch sei, aber sie war viel zu sehr mit dem Endzwecke dieser Abscheulichkeit einverstanden, um sich dagegen aufzulehnen. Sie berichtete daher nur, daß der Arzt dagewesen sei, aber keine neuen Verordnungen getroffen habe, und ergriff dann die erste Gelegenheit, das junge Paar allein zu lassen.

Agnes hatte ihr Amt am Krankenbette wieder angetreten.

„Nehmen Sie die Arznei!" bat sie. „Doctor Berndt

hat mir die größte Pünktlichkeit darin anempfohlen; er hat erst gestern diese neue Verordnung getroffen."

„Doctor Berndt giebt mich ja doch so wie so auf," entgegnete Max. „Also ist es ganz unnöthig, daß ich seine Arznei nehme."

„Nein, nein, gewiß nicht!" beschwichtigte Agnes, deren angstvolle Züge freilich ihre Worte Lügen straften. „Er sprach nur von einer Gefahr, die möglicher Weise eintreten könnte —"

„Ich habe ihn heute Morgen selbst gesprochen," unterbrach sie der junge Arzt, „und aus seinem eigenen Munde sein Urtheil gehört. Er hält meine Wunde für tödtlich."

Agnes setzte die Arzneiflasche nieder und verbarg das Gesicht in den Händen; man hörte ein halbersticktes Schluchzen.

„Agnes — würde es Ihnen wehe thun, wenn ich stürbe?" Die Frage kam mit einer ganz eigenthümlichen Weichheit von den Lippen des Doctor Brunnow, zu dessen Eigenschaften die Weichheit sonst durchaus nicht gehörte. Er erhielt keine Antwort, aber das Schluchzen wurde heftiger und leidenschaftlicher; jetzt ergriff er die Hände des jungen Mädchens und zog sie von dem thränenüberströmten Antlitze, während er fortfuhr:

„Ich fürchte, ich habe Ihnen bereits so viel verrathen, daß Sie sich nicht scheuen dürfen, mir einzugestehen, wem diese Thränen gelten. Freilich weiß ich erst seit den letzten drei Tagen unter Ihrer Pflege, wie es eigentlich um mich steht, oder darf ich sagen — um uns Beide?"

Das junge Mädchen war an dem Bette auf die Kniee gesunken und drückte das Gesicht in die Kissen. Statt zu antworten, weinte sie nur immer trostloser und verzweiflungsvoller, aber sie ließ es ruhig geschehen, daß der Kranke den Arm um sie legte und sie leise an sich zog. Und jetzt geschah das Unerhörte — Max Brunnow erging sich, mit schnödester Verleugnung seines Programms und seiner sämmtlichen Paragraphen, in einer Liebeserklärung, die von Wärme und Innigkeit überströmte und nur den einen Fehler hatte, daß sie in dieser Form und Lebendigkeit unmöglich aus dem Munde eines Todtkranken kommen konnte.

Die arme Agnes freilich war viel zu erregt, um darüber auch nur nachzudenken, und überdies hatte Doctor Berndt ihr die Hoffnungslosigkeit des Falles so nachdrücklich eingeprägt, daß sie gar nicht mehr wagte, dem Gedanken an Hoffnung Raum zu geben. Sie hielt die Lebhaftigkeit des Patienten für fieberhafte

Aufregung und glaubte gleichfalls nur ein letztes Aufflackern der Lebenskraft vor dem Erlöschen zu sehen.

„Ich werde Sie nie vergessen," schluchzte sie. „Was ich Ihnen im Leben nie eingestehen durfte, das darf ich jetzt im Angesichte des Todes bekennen: eine ewige unaussprechliche Liebe über das Grab hinaus. Es ist ja keine Sünde, an einen Abgeschiedenen zu denken und mit den Gebeten auch die Grüße in das Jenseits hinüberzusenden — und das werde ich Tag für Tag thun, wenn die stillen Klostermauern mich umfangen."

So innig und rührend dieses Geständniß auch klang, so wenig zufrieden war Max damit. Es lag durchaus nicht in seinen Wünschen, blos als abgeschiedener Geist geliebt zu werden und die Grüße und Beziehungen in das Jenseits hinüber waren nun vollends nicht nach seinem Geschmacke.

„Das wäre für den Fall meines Todes," sagte er. „Wie nun aber, wenn ich am Leben bliebe?"

Agnes hob die dunklen thränenvollen Augen mit dem Ausdrucke der höchsten Betroffenheit zu ihm empor. Sie hatte offenbar an diese Möglichkeit noch gar nicht gedacht.

„Ich glaube, das wäre Ihnen gar nicht einmal recht," rief Max ärgerlich.

„Mir? — o mein Gott!“ brach das junge Mädchen aus. „Ich würde ja gern mein eigenes Leben hingeben, um das Ihrige zu retten, wenn es möglich wäre.“

„Das Leben hinzugeben iſt gar nicht nöthig,“ erklärte Max, dem jetzt doch das Gewiſſen ſchlug, als er den Schmerz des armen Mädchens gewahrte. „Sie ſollen nur eine thörichte, unſinnige Idee aufgeben, die uns Beide unglücklich machen wird, wenn Sie darauf beharren. Agnes, Sie täuſchen ſich, wenn Sie meinen Zuſtand für hoffnungslos halten. Er iſt kaum jemals gefährlich geweſen, und ſeit heute Morgen iſt nun vollends jedes Bedenken geſchwunden. Wenn ich Sie noch eine Viertelſtunde lang in Ihrem Irrthume ließ, ſo geſchah es, weil ich um jeden Preis das Geſtändniß Ihrer Gegenliebe haben wollte. Der Geneſende hätte es nie erhalten — das wußte ich. Er hat es aber nun einmal gehört und hält Sie feſt bei Ihrem Worte. Es nützt Ihnen gar nichts, wenn Sie jetzt zurücknehmen und widerrufen wollen. Sagen Sie mir zehnmal Nein, es hilft Ihnen nichts — Sie werden doch meine Frau.“

Agnes fuhr erſchrocken auf. „Niemals! Davon kann nie die Rede ſein. Ich gehöre ja dem Kloſter an; ich werde in Kurzem dahin zurückkehren.“

„Das werde ich mir verbitten," fiel der junge Arzt ein. „Das Kloſter hat gar nichts dareinzureden. Noch ſind Sie zum Glücke vollkommen frei. Sie haben noch kein Gelübde abgelegt."

„Ich habe es mir ſelbſt abgelegt. Ich habe es der Aebtiſſin und meinem Beichtvater verſprochen, und dieſes Verſprechen bindet mich ſo feſt, wie nur irgend ein Schwur am Altare."

„Ich bin ganz damit einverſtanden, daß ein Schwur am Altare geleiſtet wird," verſetzte Max, „aber ich muß dabei ſein und ich ſchwöre mit, wie das bei Trauungen üblich iſt. Wenn die Frau Aebtiſſin und der Herr Beichtvater dazwiſchen kommen wollen, ſo haben ſie es mit mir zu thun. Ich werde ſchon mit ihnen fertig werden; ich fahre zwiſchen die ganze geiſtliche Geſellſchaft, daß —"

„Um Gottes willen, werden Sie nicht ſo heftig!" bat das junge Mädchen mit einer wahren Herzensangſt. „Die Aufregung kann Ihnen ja gefährlich, tödtlich werden. Werden Sie ruhiger! Ich beſchwöre Sie."

„Erſt müſſen wir im Klaren mit einander ſein," erklärte Doctor Brunnow in ſeiner alten dictatoriſchen Weiſe, und nun drang er auf Agnes mit ebenſo viel Behauptungen und Gründen ein, wie vorhin auf ſeinen Collegen,

und bewies ihr so sonnenklar, sie sei seine Braut und müsse unter allen Umständen seine Frau werden, daß das arme Mädchen, ganz verwirrt und betäubt, schließlich anfing zu glauben, er habe Recht, und die Sache verhalte sich wirklich so. Es hätte auch einer energischeren Natur bedurft, um hier Widerstand zu leisten, wo der vermeintlich Sterbende, von dem man eben erst Abschied für das Leben genommen und mit dem man höchstens noch Beziehungen im Jenseits unterhalten wollte, urplötzlich mit einem höchst irdischen Heirathsantrage herausrückte und einen wahren Sturmlauf auf das Jawort unternahm, das man ihm versagen wollte. Agnes weinte zwar noch immer; sie blieb bei ihrem Nein und bei der Erklärung, daß sie ins Kloster gehen wolle, als Max sich aber nicht im Mindesten daran kehrte, sondern sie in seine Arme zog und küßte, ließ sie sich das ganz geduldig gefallen, und Max selbst schien überhaupt gar keinen Zweifel mehr an seinem Siege zu hegen, denn er sagte halblaut mit einem tiefen Athemzuge: „Das wäre glücklich durchgesetzt. Gesegnet sei die Dummheit meines Herrn Collegen!“

Doctor Brunnow sollte leider bald genug die Erfahrung machen, daß diese gepriesene Eigenschaft des

Herrn Collegen auch zu ernsteren Verwicklungen führen konnte. Der Tag verging vollkommen ruhig, und der Patient befand sich trotz aller vorhergegangenen Aufregung so vortrefflich, daß auch Agnes anfing, an die noch immer bezweifelte Thatsache seiner Rettung zu glauben.

Es war gegen Abend und draußen dunkelte es bereits, als das junge Mädchen mit einer Lampe, deren Licht sorgfältig gedämpft war, in das Zimmer trat und Max benachrichtigte, es sei soeben ein älterer Herr, ein gewisser Doctor Franz erschienen, der sich angelegentlich nach seinem Befinden erkundige und ihn zu sehen verlange. Er komme im Auftrage eines Collegen und wolle sich unter allen Umständen persönlich von dem Zustande des Doctor Brunnow überzeugen, dem er hier einige Worte sende. Max nahm die übersandte Karte, die nur wenige, mit Bleistift geschriebene Worte enthielt, und sagte gleichgültig:

„Doctor Franz? Ich glaube, mein verehrter College kann den unerhörten Fall von heute Morgen noch immer nicht begreifen und läßt ein förmliches Protokoll darüber aufnehmen. Ich werde dem Herrn“ — er hielt plötzlich inne. In dem Moment, wo sein Auge auf die Handschrift fiel, zuckte er zusammen und der Aus-

druck eines tödtlichen Schreckens prägte sich in seinen Zügen aus, während er die Karte in der Hand zusammendrückte. Agnes, die soeben den Schirm von der Lampe gehoben hatte, um das Lesen zu ermöglichen, und ihn jetzt wieder senkte, wurde aufmerksam.

„Was ist denn?“ fragte sie unbefangen. „Kennst Du diesen Doctor Franz?“ Man war nämlich trotz aller Klosterideen doch im Laufe des Tages glücklich bei dem Du angelangt.

„Ja! Ich kenne ihn von früher her,“ erklärte Max, sich fassend, aber es gelang ihm nicht, seiner Stimme die gewohnte Festigkeit zu geben. „Ich will ihn jedenfalls sprechen, augenblicklich, aber — noch eine Bitte, Agnes! Laß uns allein, so lange er bei mir ist, und sorge dafür, daß wir nicht gestört werden!“

Agnes sah etwas betreten aus. Max hatte sie während des ganzen Tages kaum eine Minute von seiner Seite lassen wollen und jetzt sandte er sie fort. Zum Glück war das Licht im Zimmer zu gedämpft, als daß sie die mühsam verhaltene Aufregung des jungen Mannes hätte wahrnehmen können; sie beruhigte sich daher bei dem Gedanken, daß es sich hier jedenfalls um eine ärztliche Besprechung handle, und ging hinaus, um dem Ankömmlinge mitzutheilen, daß er erwartet werde.

Gleich darauf trat der Fremde ein, eine hagere, etwas gebeugte Gestalt mit grauem Haare. Er schloß rasch die Thür hinter sich und eilte dann mit einer fast stürmischen Bewegung auf den Kranken zu, der sich aufgerichtet hatte und ihm beide Hände entgegenstreckte.

„Papa! Um Gotteswillen, wo kommst Du her? Wie konntest Du ein solches Wagniß unternehmen!“

Doctor Rudolph Brunnow legte statt aller Antwort den Arm um die Schulter seines Sohnes und musterte mit angstvollem Forschen dessen Züge.

„Es geht Dir wieder besser? Ich hörte es schon draußen — Gott sei Dank!“

„Aber woher weißt Du denn von meiner Verwundung?“ fiel Max ein. „Du solltest ja überhaupt nichts davon erfahren, bis Alles glücklich vorüber war. Ich wollte Dich nicht nutzlos ängstigen.“

„Ich erhielt gestern ein Telegramm Deines Arztes. Er theilte mir mit, Du seiest schwer verwundet, Dein Zustand höchst bedenklich; ich müsse mich auf das Schlimmste gefaßt machen — eine Stunde darauf war ich unterwegs und bin mit dem nächsten Courierzuge hierher geeilt.“

„Dieser verwünschte College!“ fuhr Max wüthend auf. „Ist es nicht genug, daß er mich und meine ganze

Umgebung mit dieſem Unſinn gequält hat, muß er auch Dich noch damit hierherjagen? Hätte ich nur heute Morgen eine Ahnung davon gehabt, ich hätte ihn noch ganz anders in's Gebet genommen."

Doctor Brunnow ſah ſeinen Sohn mit ſprachloſem Erſtaunen an, dann aber athmete er tief und freudig auf.

„Nun, wenn Du noch ſo losbrechen kannſt, dann wird es hoffentlich nicht allzu ſchlimm ſtehen. Ich fürchtete, Dich ganz anders zu finden. Iſt denn die Gefahr ſo ſchnell beſeitigt worden?"

„Es iſt ja gar keine Gefahr dageweſen. Ein etwas heftiges Wundfieber, einige Schwäche in Folge des Blutverluſtes — das war das Ganze. Jetzt aber ſage mir, Papa —"

„Später! Erſt will ich Deine Wunde unterſuchen," unterbrach ihn der Vater, noch immer in ſichtbarer Aufregung. „Ich bin nicht eher ruhig, bis ich mich ſelbſt überzeugt habe."

Er löſte den Verband und begann die Wunde zu beſichtigen. Während der Unterſuchung hellte ſich ſeine Stirn immer mehr auf, und endlich ſchüttelte er leiſe den Kopf.

„Du haſt Recht. Die Wunde iſt ziemlich tief und mag im Anfange einige bedenkliche Erſcheinungen gezeigt

haben; lebensgefährlich ist sie nicht. Ich begreife Deinen Arzt nicht."

„Gnade Gott den Patienten, die dem in die Hände fallen!" sagte Max nachdrücklich. „Aber wie konntest Du Dich trotz dieses unglückseligen Telegramms zum Kommen entschließen? Du weißt ja doch, daß Du hier geächtet bist, daß die damalige Verurtheilung noch in voller Kraft besteht. Sobald man Dich erkennt, wirst Du verhaftet und wieder auf die Festung gebracht."

„So beruhige Dich doch nur!" beschwichtigte Brunnow. „Es ist durchaus keine Entdeckung zu fürchten; ich habe die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen. „Ich bin als Doctor Franz in einem Gasthofe der Vorstadt abgestiegen und bin überdies ganz fremd hier in der Stadt. Es kennt mich Niemand persönlich, ausgenommen —" sein Antlitz verfinsterte sich, „ausgenommen der Gouverneur, und mit dem werde ich schwerlich zusammentreffen. Wir haben alle Ursache uns zu meiden."

„Gleichviel! Mit jeder Stunde, die Du hier zubringst, setzest Du Deine Freiheit, Deine ganze Existenz auf das Spiel. Hast Du denn gar nicht daran gedacht als Du diese Reise wagtest?"

„Nein!" entgegnete Brunnow, dessen Stimme in tiefer, innerer Bewegung bebte. „Ich hörte, daß mein

einziger Sohn dem Tode nahe ſei, und ſagte mir als Arzt, daß ich vielleicht noch eine Möglichkeit finden würde, ihn zu retten — da hatte ich keine Zeit an meine eigene Sicherheit zu denken.“

Max ſchloß die Hand des Vaters feſt in die ſeinige, und in ſeinen Augen ſchimmerte es feucht, als er antwortete:

„Ich glaubte nicht, daß ich Dir ſo viel gelte. Verzeih, Papa! Aber ich zweifelte bisweilen an Deiner Liebe zu mir und habe es nicht um Dich verdient, daß Du Dich ſo aufopferſt. Ich habe Dir Sorge und Aerger genug gemacht mit meinem Starrkopfe, der ſich der väterlichen Autorität längſt nicht mehr beugen wollte.“

Der Vater machte eine abwehrende Bewegung. „Laß das ruhen, Max! Wir wollen vergeſſen, was bisher zwiſchen uns lag. Wir haben dieſe letzten vierundzwanzig Stunden mit ihrer Todesangſt gezeigt, was es heißt, das Einzige zu verlieren, was mir von allen Lebenshoffnungen und Lebensfreuden noch übrig geblieben iſt. Klage Dich nicht an! Auch ich bin oft ungerecht gegen Dich geweſen und habe es nie begreifen wollen, daß Deine Natur ſo ganz anders geartet iſt, als die meinige. Ich denke aber, dieſe Stunde hat Dir trotz

alledem gezeigt, was Du Deinem Vater biſt. — ‚Werde mir nur geſund, dann iſt ja Alles gut.“

Er beugte ſich nieder und drückte ſeine Lippen auf die Stirn des Sohnes, eine Zärtlichkeit, die ſeit langer, ſehr langer Zeit nicht mehr zwiſchen ihnen üblich war. Max hatte ſeit ſeinen Knabenjahren kaum jemals eine Liebkoſung des Vaters empfangen, und er erwiderte ſie jetzt mit der wärmſten Herzlichkeit.

„Du ſollſt in Zukunft nicht mehr über den Starrkopf, den ‚Realiſten‘ zu klagen haben,“ ſagte er leiſe. „Ich vergeſſe es nie, Papa, was Du um meinetwillen gewagt haſt. Jetzt aber verſprich mir, auf der Stelle wieder abzureiſen. Du haſt Dich ja nun überzeugt, daß für mich keine Gefahr vorhanden iſt, aber über Deinem Haupte ſchwebt ſie fortwährend, ſo lange Du diesſeits der Grenze biſt. Ich bitte Dich nochmals, kehre zurück, ſobald wie möglich!“

„Ich reiſe morgen,“ erklärte Brunnow, „aber ich komme jedenfalls in der Frühe noch einmal, um Dich zu ſehen. Keine Einwendungen, Max! Quäle Dich doch nicht mit nutzloſen Sorgen! Ich ſage Dir ja, daß keine Entdeckung zu fürchten iſt. Für jetzt freilich werde ich Dich verlaſſen. Du bedarfſt dringend der Ruhe und haſt Dich ſchon mehr aufgeregt, als für Deinen Zuſtand gut iſt.“

„Pah, mir ſchadet das nichts; ich habe eine ausgezeichnete Natur," verſetzte Max. Er dachte daran, daß er heute ſchon ohne allen Schaden eine erbitterte mediciniſche Fehde und eine Verlobung durchgemacht hatte, zog es aber vor, dem Vater für jetzt noch nicht von ſeinen Herzensangelegenheiten zu ſprechen, und fuhr daher fort: „Du warſt wohl nicht wenig überraſcht, mich hier im Regierungsgebäude aufſuchen zu müſſen?"

„Allerdings, und der Name des Hofrath Moſer, der, wie ich höre, ein Beamter der Regierungskanzlei iſt, war mir völlig unbekannt. Vermuthlich haſt Du während Deines hieſigen Aufenthaltes die Bekanntſchaft dieſes Herrn gemacht und biſt mit ihm befreundet?"

„Befreundet ſind wir gerade nicht allzuſehr," meinte der junge Mann in etwas trockenem Tone. „Dieſer Hofrath iſt ein wahres Prachtexemplar von Loyalität, das Ideal eines Bureaukraten. Er bekommt ſchon Nervenzufälle, wenn er nnr das Wort ‚Revolution' hört, und wies mir gleich am erſten Tage unſerer Bekanntſchaft die Thür, weil ich einen ſtaatsgefährlichen Namen trage."

„Um ſo mehr iſt es anzuerkennen, daß er Dich trotzdem in ſeinem Hauſe aufnahm. Wir ſind ihm Beide tief verpflichtet. Leider kann ich ihm nicht perſönlich danken —"

„Um des Himmels willen nicht! Er wittert alles Revolutionäre auf zehn Schritt Entfernung, und obgleich er Dich nicht kennt, würde sein Loyalitätsinstinct ihm untrüglich verrathen, daß ein Hochverräther in seiner Nähe ist.“

„Max, sprich nicht in solchem Tone von dem Manne, der Dir Aufnahme und Pflege gewährte!“ sagte Brunnow verweisend. „Du bist und bleibst der Alte. Bei alledem hast Du eine wahre Riesennatur, die wohl auch einen Erfahreneren als Deinen bisherigen Arzt in Erstaunen setzen kann. Wenn Deine Wunde auch nicht gerade das Leben bedroht, so ist sie doch immerhin ernst genug, um jedem anderen Patienten die Lust am Sprechen vollständig zu vertreiben, und Du ergehst Dich in Malicen gegen Deinen Gastfreund.“

Max dachte bei sich selber, daß er die Aufnahme wohl anderen Einflüssen verdankte, als dem Willen des Hofraths, sprach das aber nicht aus, sondern trieb mit einer leicht begreiflichen Unruhe den Vater zum Gehen und zur größten Vorsicht. Doctor Brunnow, der selbst einsah, daß sein längeres Bleiben auffallen müsse, gab dem Wunsche nach. Er nahm einen kurzen herzlichen Abschied von seinem Sohne und ging dann.

Er war soeben im Begriff die Moser'sche Wohnung

zu verlaſſen, als ihm draußen im Entréezimmer der Hofrath ſelbſt entgegentrat. Er näherte ſich ruhig dem Fremden und ſagte dann in fragendem Tone:

„Herr Doctor Franz?“

Brunnow machte eine bejahende Bewegung. „Das iſt mein Name — und ich habe wohl das Vergnügen, den Herrn Hofrath Moſer zu ſehen?“

„Allerdings,“ verſetzte dieſer mit einer ſteifen Neigung des Hauptes. „Meine Tochter ſagt mir, Sie ſeien Arzt und kämen im Auftrage des Doctor Berndt, und da möchte ich von Ihnen hören, ob es wahr iſt, was die Frauen behaupten. Der Zuſtand des Patienten ſoll ſich im Laufe des Tages bedeutend gebeſſert haben und Hoffnung auf Geneſung geben. Nach den heutigen Auslaſſungen Ihres Herrn Collegen ſcheint mir das ganz unmöglich zu ſein.“

„Die Gefahr iſt in der That vorüber,“ ſagte der Gefragte. „Ich zweifle durchaus nicht mehr an der Rettung des Doctor Brunnow. Er verdankt ſie freilich zum großen Theil der ſchnellen aufopfernden Hülfe, die ihm in Ihrem Hauſe zu Theil wurde. Sie hatten in den letzten Tagen manches Schwere deswegen durchzumachen.“

„Ja wohl, ſehr viel Schweres!“ ſeufzte der Hof-

rath, der nicht recht wußte, ob er sich freuen oder ärgern sollte, daß der gefürchtete Todesfall von seinem Hause abgewendet war. Es war am Ende ebenso schlimm, wenn in den Zeitungen zu lesen stand: „Der Sohn des aus der Revolutionszeit her bekannten Doctor Brunnow ist in dem Hause des Hofraths Moser von seiner schweren Verwundung glücklich genesen.“ Brunnow dagegen blickte voll Theilnahme auf den alten Herrn, der so sichtbar gedrückt und bekümmert schien. Der Doctor wußte nichts von Agnes' eigenmächtigem Eingreifen; er sprach das ganze Verdienst an der Pflege seines Sohnes dem Hofrath selbst zu, und nach den Andeutungen, die Max ihm über dessen Charakter gegeben, sah er in ihm einen Mann, der mit hochherziger Verleugnung seiner persönlichen Ansichten und Sympathien einen politischen Gegner bei sich aufgenommen.

„Doctor Brunnow,“ sagte er mit der überströmenden Dankbarkeit des Vaterherzens, „wird hoffentlich bald im Stande sein, Ihnen selbst seinen Dank auszusprechen, aber auch ich, der ich ihm von früher her befreundet bin, möchte dies in seinem Namen thun. Ich — wir danken Ihnen, Herr Hofrath, von ganzem Herzen danken wir Ihnen für das, was Sie gethan haben.“

„Es war Christenpflicht,“ erklärte der Hofrath, sehr

angenehm berührt von diesen Worten, die so deutlich die tiefste Empfindung verriethen. „Es wäre unter allen Umständen geschehen, aber man freut sich dennoch, wenn es von den Betreffenden in solchem Maße anerkannt wird."

„Glauben Sie mir, wir erkennen es im vollsten Maße an!" versicherte Brunnow mit Lebhaftigkeit. „Wir wissen es, was ein Mann in Ihrer Stellung und von Ihren Grundsätzen dabei zu überwinden hatte. Es war eine That der edelsten Selbstverleugnung." Damit streckte er, von seiner Empfindung fortgerissen, dem alten Herrn die Hand entgegen.

Der arme Hofrath! Sein von Max so gerühmter Loyalitätsinstinct ließ ihn in diesem Augenblicke völlig im Stich. Keine innere Stimme warnte ihn, als er die Hand des Hochverräthers ergriff und freundschaftlich drückte. Es that ihm so wohl, endlich einen Menschen zu finden, der seine unglaubliche Aufopferung in dieser fatalen Angelegenheit nach Gebühr zu würdigen wußte, denn Agnes und Frau Christine thaten ja, als verstände sich die Sache von selbst. Dieser Fremde allein hatte das richtige Verständniß und gewann dadurch auf der Stelle das höchste Wohlwollen des Hofraths.

„Wollen Sie nicht auf einige Minuten in das

Wohnzimmer treten?“ fragte er. „Ich würde mich freuen —“

„Ich danke,“ lehnte Brunnow ab, der ſich jetzt erſt erinnerte, daß er keine allzu große Dankbarkeit und Theilnahme zeigen durfte. „Ich kann unmöglich länger verweilen; mich ruft noch eine ärztliche Pflicht. Ich komme aber morgen früh noch einmal, den Patienten zu ſehen, wenn Sie es geſtatten.“

„Mit dem größten Vergnügen!“ rief der Hofrath. „Ich werde erfreut ſein, Sie wiederzuſehen — bitte, geben Sie Acht! Der Gang draußen iſt nur unvollkommen erleuchtet.“

Er hatte dem Gaſte ſelbſt die Thür geöffnet, dieſer aber blieb unſchlüſſig ſtehen.

„Muß ich die Treppe zur Rechten oder die zur Linken nehmen, um hinauszugelangen?“ fragte er. „Ich kam in einiger Eile und habe nicht auf den Weg geachtet.“

„Ich werde Sie begleiten,“ ſagte Moſer artig. „Man verirrt ſich nur allzu leicht in dieſen weitläufigen Gängen und Corridoren, wenn man ſie nicht genau kennt. Ich zeige Ihnen den Hanptausgang.“

Doctor Brunnow, der in der That den Weg nicht mehr zu finden wußte und dem es durchaus nicht

wünſchenswerth war, ſich in den Gängen und Höfen zu verirren, nahm das Anerbieten an, und ſie ſchritten zuſammen durch den Corridor. Dieſer verband den Seitenflügel, in welchem die Moſer'ſche Wohnung lag, mit dem Hauptgebäude und führte direct in das Veſtibül des Schloſſes. Dort lagen die Eingänge zu der Kanzlei und den übrigen Bureaus, und dort mündete auch die große Haupttreppe, welche zu der Wohnung des Gouverneurs führte. Die beiden Herren traten ſoeben aus dem halb dunklen Corridor in das hell erleuchtete Veſtibül, als Brunnow auf einmal eine jäh zurückweichende Bewegung machte. Es ſchien faſt, als wolle er umkehren, aber es war zu ſpät — er und ſein Begleiter ſtanden bereits dicht vor dem Gouverneur.

Der Freiherr ſchien ſoeben erſt angelangt zu ſein; draußen am Portal hielt noch ſein Wagen, und er ſelbſt ſprach mit dem Polizeidirector, der im Begriff ſtand, ſich zu verabſchieden. Raven's Stirn war finſter umwölkt; ſie erhellte ſich indeß flüchtig, als er den Hofrath erblickte. Sein Geſpräch unterbrechend, fragte er mit offenbarer Theilnahme:

„Iſt es denn wahr, Herr Hofrath, was mir Doctor Berndt berichtet? Der junge Doctor Brunnow ſoll

gänzlich außer Gefahr sein. Nach den früheren Nachrichten hat mich das vollständig überrascht.“

„Ich bin nicht weniger davon überrascht worden als Excellenz,“ versicherte der Hofrath. „Ich wollte es anfangs nicht glauben, aber es wird mir noch von anderer Seite bestätigt, hier durch Herrn Doctor Franz, der mit dem Kranken befreundet ist und soeben von ihm kommt.“

Raven wandte sich zu dem seitwärts Stehenden, den er bisher nicht beachtet hatte und auf den jetzt das volle Licht des großen Treppencandelabers fiel. Einige Secunden lang stand der Freiherr starr, wie an den Boden gewurzelt, und sein Auge bohrte sich tiefer und tiefer in das Antlitz des Fremden. Dann flog ein jähes Erbleichen über seine Züge, und seine Lippen preßten sich zusammen, als müßten sie den Ausruf verschließen, der sich aus ihnen emporringen wollte.

Raven's Fassungslosigkeit dauerte freilich kaum eine Minute; schon in der nächsten hatte er seine ganze Selbstbeherrschung wieder, und eine Bewegung des Polizeidirectors erinnerte ihn schnell genug daran, daß er beobachtet wurde. Er ließ den Hofrath ruhig ausreden und wandte sich dann an dessen Begleiter.

„Es wäre mir lieb, auch von Ihnen die Bestätigung

zu hören," ſagte er. „Ich hatte dem Patienten meinen Hausarzt geſandt, der Medicinalrath erkrankte aber ſchon am erſten Tage der Behandlung, und ſo mußte ſein Aſſiſtent ſie übernehmen. Der Bericht, den Doctor Berndt mir heute Morgen abſtattete, war indeß ſo unklar, daß ich Sie um eine Ergänzung erſuchen möchte. Begreiflicher Weiſe nicht hier im Treppenflur; ich bitte Sie auf einige Minuten bei mir einzutreten."

Brunnow war es weniger gewohnt, ſeine Empfindungen zu unterdrücken, als der Freiherr, und wenn es ihm auch gelang, Geſicht und Stimme einigermaßen zu beherrſchen, den Blick beherrſchte er nicht. Seine Augen hafteten glühend, mit einem Gemiſch von Haß und Schmerz auf dem Redenden, als er entgegnete:

„Intereſſiren Sie ſich ſo ſehr für den jungen Arzt, Excellenz?"

„Allerdings. Ich und der Herr Polizeidirector —" Raven legte einen leiſen, aber doch merklichen Nachdruck auf das Wort, während er auf den Genannten wies — „wir ſind ihm beide verpflichtet. Sie kennen vermuthlich den Anlaß ſeiner Verwundung; er erlitt dieſelbe bei Ausübung ſeiner ärztlichen Pflicht, als er den Untergebenen dieſes Herrn zu Hülfe eilte. Sie begreifen

daher wohl, daß mir eine ausführlichere Auskunft über seinen Zustand erwünscht ist."

Brunnow verstand den Wink; er sah die klugen scharfen Augen des Polizeidirectors, der scheinbar ganz absichtslos und ruhig zuhörte, aber ihn und den Freiherrn unverwandt beobachtete, und begriff die ganze Gefahr seiner Lage. Trotzdem zögerte er noch einen Moment lang und schien mit sich selber zu kämpfen.

„Ich stehe zu Diensten," sagte er endlich kurz.

„So bitte ich, mich zu begleiten." Raven wandte sich mit einigen flüchtigen Abschiedsworten an die beiden anderen Herren und stieg dann mit dem Arzte die Treppe hinauf, die zu seiner Wohnung führte.

„Wer ist dieser Herr eigentlich?" fragte der Polizeidirector, den beiden sich Entfernenden nachblickend.

„Ein sehr angenehmer Mann," entgegnete der Hofrath wichtig. „Ein College des Doctor Brunnow, mit dem er wohl eng befreundet sein muß, denn er nimmt großen Antheil an ihm."

„So, ein Freund des Doctor Brunnow! Ich glaubte, der junge Arzt habe seit der Abreise des Assessor Winterfeld gar keine näheren Bekanntschaften hier am Orte. Ist dieser Herr — Doctor Franz nennt er sich ja wohl? — schon öfter bei dem Kranken gewesen?"

„Nein, er erſchien heute zum erſten Male, will aber morgen wiederkommen. Ueberdies dankte er mir mit der größten Wärme für meine Aufopferung und deutete ſehr zart und rückſichtsvoll auf die Verlegenheiten hin, die mir aus dem allerdings unfreiwilligen Aufenthalte dieſes jungen Demagogen in meinem Hauſe erwachſen. Eine That der edelſten Selbſtverleugnung nannte er mein Benehmen. Wirklich ein höchſt angenehmer Mann, und jedenfalls auch ein tüchtiger Arzt. Ich ſehe das gleich bei der erſten Begegnung; ich habe einen ganz untrüglichen Scharfblick in ſolchen Dingen.“

„Daran zweifle ich durchaus nicht,“ erklärte der Polizeidirector, um deſſen Lippen ein halb ſpöttiſches, halb mitleidiges Lächeln ſpielte. „Dieſer ‚höchſt angenehme Mann‘ ſcheint bei dem Gouverneur ein ebenſo plötzliches Wohlwollen erregt zu haben, wie bei Ihnen. Es iſt ſonſt nicht die Art des Freiherrn, den erſten Beſten ohne alle Ceremonie mit ſich in ſeine Gemächer zu nehmen. Vielleicht wünſchte er den Doctor Franz auch meiner Geſellſchaft zu entziehen.“

„Weshalb denn das?“ fragte der Hofrath ahnungslos. „Excellenz wünſchen ja nur nähere Auskunft über den Doctor Brunnow.“

„Ganz recht, und die wird ihm wohl im vollſten

Maße zu Theil werden. — Guten Abend, Herr Hofrath! Gehen Sie nicht allzu weit in der ‚Selbstverleugnung'! Man könnte Ihnen am Ende doch allzu viel davon zumuthen."

Mit diesem Rathe entfernte sich der Polizeidirector, und der Hofrath, der ihn durchaus nicht verstand, schüttelte würdevoll das Haupt über die seltsamen Reden und kehrte mit seinem „ganz untrüglichen Scharfblicke" in seine Wohnung zurück. — —

Der Gouverneur und sein Begleiter hatten inzwischen die Wohnung des Ersteren betreten. Raven winkte ungeduldig den herbeieilenden Dienern, sich zu entfernen, befahl kurz, ihn unter keiner Bedingung zu stören, und trat dann mit Brunnow in sein Arbeitszimmer.

Noch war kein Wort zwischen ihnen gefallen, und auch jetzt, wo sie allein waren, herrschte noch ein minutenlanges Schweigen; es war, als scheue sich Jeder das erste Wort auszusprechen. Zum ersten Male seit mehr als zwanzig Jahren sahen die einstigen Jugendfreunde sich wieder. Damals waren sie Jünglinge gewesen, in denen noch das ganze Feuer und die ganze Begeisterung der Jugend loderte; jetzt standen sich die Männer gegenüber, von denen jeder inzwischen ein halbes

Menſchenalter durchlebt hatte. Der Eine, noch in vollſter Lebens- und Manneskraft, mit der hohen, gebietenden Geſtalt und der ſtolzen Haltung, die deutlich genug die Gewohnheit des Herrſchens und Befehlens verrieth; das volle dunkle Haar zeigte noch keine Silberfäden, das eherne Antlitz noch keinen einzigen Zug des Alters — und dagegen der Andere! Kaum ein Jahr älter und doch ſchon ein Greis dem Ausſehen nach. Die Geſtalt gebeugt, das Haar ergraut, in dem Antlitz die tiefen Furchen, die Sorge und Leiden darin gegraben hatten. Nur in dem Auge loderte noch etwas von dem einſtigen Feuer, der letzte Ueberreſt einer längſt entſchwundenen Zeit.

„Rudolph!“ ſagte der Freiherr endlich; es war ein Ton mächtiger, mühſam zurückgehaltener Bewegung, und es ſchien faſt, als wolle der Sprechende ſich dem ehemaligen Freunde nähern, aber dieſer trat zurück und fragte eiſig:

„Was befehlen Excellenz?“

Die Stirn Raven's verfinſterte ſich. „Was ſoll das zwiſchen uns? Willſt Du mich nicht kennen? Ich erkannte Dich im erſten Moment an Deinen Augen. Sie ſind noch dieſelben geblieben, wenn auch ſonſt Vieles — Alles an Dir anders geworden iſt.“

Sein Blick glitt dabei langsam über das Gesicht Brunnow's; Dieser lächelte mit unendlicher Bitterkeit.

„Ich bin vor der Zeit alt geworden. In der Verbannung, im täglichen Kampfe mit den Sorgen und Bitterkeiten des Lebens conservirt man sich schlecht. Freiherr von Raven hat diesen Kampf besser ausgehalten. Freilich, jene Sorgen und Erbärmlichkeiten reichen nicht hinauf zu der Höhe, wo Sie stehen, Excellenz."

„Ich bitte Dich nochmals, Rudolph, laß den Ton!" sagte der Freiherr ernst und bestimmt. „Ich weiß, was zwischen uns liegt, und ich denke nicht daran, eine Verständigung zu suchen, die hier nicht mehr möglich ist. Wir sind Gegner geworden, aber es ist eine kleinliche Rache, wenn Du mir mit diesem hohnvollen Nachdruck einen Titel anzuhören giebst, auf den ich nicht mehr Gewicht lege, als Du es thust. Wie wir uns auch gegenüber stehen mögen, für Dich bleibe ich Arno Raven — nenne mich, wie Du mich stets genannt hast!"

Brunnow erwiderte nichts; er sah finster vor sich nieder.

„Ich ahne, was Dich herführt," fuhr Raven fort, „aber das mindert nicht das Tollkühne und Gefährliche dieses Schrittes. Du weißt doch am besten, was Dir

droht, ſobald Du die Grenze überſchreiteſt — und Dein Sohn iſt außer Gefahr.“

„Ich glaubte ihn noch geſtern auf dem Todtenbette. Da konnte meine eigene Sicherheit nicht mehr in Frage kommen. Ich mußte zu ihm, um jeden Preis.“

Der Freiherr hatte keine Antwort auf dieſe Erklärung; er mochte ſich wohl ſagen, daß er in dem gleichen Falle nicht anders gehandelt haben würde.

„Du begreifſt wohl, weshalb ich auf Deine Begleitung drang,“ nahm er wieder das Wort. „Unſere Begegnung iſt nicht ohne Zeugen geweſen. Der Polizeidirector beobachtete uns; mir ſcheint, er hat bereits Argwohn geſchöpft. Es galt, Dich einem aufkeimenden Verdachte zu entziehen, und davor ſchützt Dich eine längere Unterredung mit mir.“

„Gewiß, denn man ſetzt voraus, daß der Gouverneur von R. jeden Verdächtigen ſofort der Polizei übergeben würde. Ich war darauf gefaßt, als Du mich erkannteſt.“

„Mäßige Dich, Rudolph!“ warnte Raven in drohendem Tone, aber Jener fuhr unbeirrt fort:

„Und ich weiß in der That nicht, welcher Laune ich meine Rettung verdanke. Aber offen geſtanden, Arno, ich ſehnte mich danach, Dir noch einmal im

Leben Auge in Auge gegenüber zu ſtehen; ſonſt hätte ich mich auf der Stelle den Häſchern überliefert, ehe ich Dir gefolgt wäre."

Raven biß ſich auf die Lippen. „Du haſt Dich ſeit unſerer Trennung ſo offen und rückhaltlos als meinen Feind bekannt, daß ich auf ein derartiges Auftreten gefaßt ſein mußte. Du wirſt Dich aber noch aus unſerer Jugendzeit erinnern, daß ich Beleidigungen nie ertragen habe, und ich bin im Laufe der Jahre nicht fügſamer geworden. Alſo mißbrauche nicht Deine augenblickliche Lage, die jede Genugthuung Deinerſeits ausſchließt, und laß mir wenigſtens die Möglichkeit, mit Dir zu verkehren!"

Die Worte machten wenig oder gar keinen Eindruck auf den Arzt; ſeine Haltung wurde womöglich noch feindſeliger, als er entgegnete:

„Ich ſehe, Du haſt den Ton des Herrſchers nicht verlernt. Ich kenne ihn noch von früher her. Schon damals wich Jeder, der ſich gegen Deinen Willen aufzulehnen ſuchte, ſchließlich dieſem Herrſchertone. Ich vollends unterwarf mich Dir willenlos, obgleich ich doch wahrlich nicht zu den ſclaviſchen Naturen gehöre. An Dir aber hing ich mit blinder Vergötterung; Dir folgte ich, wohin Du mich führteſt, denn Du konnteſt ja nur

zum Höchſten, Beſten führen — bis mir eines Tages mein angebetetes Ideal in Staub und Trümmer ſank. Verſuche es nicht, die alte Macht wieder geltend zu machen! Ich beugte mich Dir nur, ſo lange ich an Dich glaubte. Das iſt längſt vorbei, aber Du, bei dem ſtets der Ehrgeiz die Stelle des Herzens vertrat, Du ahnſt nicht, was ich mit jenem Glauben verlor.“

Es folgte eine lange drückende Pauſe. Raven hatte ſich abgewendet; endlich ſagte er: „Wenn Du mich einſt liebteſt, ſo haſſeſt Du mich dafür jetzt um ſo glühender.“

„Ja!“ war die kurze, energiſche Antwort.

„Ich habe Beweiſe davon. Bis vor Kurzem fragte ich mich noch, woher einer meiner jüngſten und untergeordnetſten Beamten den Muth genommen habe, mir vor aller Welt die unerhörteſten Beleidigungen in das Geſicht zu ſchleudern — ich vergaß, daß er in Deiner Schule geweſen iſt. Winterfeld war ja in Deinem Hauſe; er iſt der Freund Deines Sohnes und der Deinige, und er hat ſich als gelehriger Schüler gezeigt. In den Streichen, die er gegen mich führt, verräth er, welcher Meiſter ihn unterwies.“

„Du irrſt. Georg Winterfeld zeigt nur ſeine eigene Kraft, allerdings eine bewundernswerthe Kraft, die auch

mich in Erstaunen setzt. Ich ahnte nichts von seinem Vorhaben; er hat auch mir ein Geheimniß daraus gemacht, und seine Schrift, die er mir vorgestern zusandte, war mir eine Ueberraschung. Aber ich leugne nicht, daß jedes Wort darin mir aus der Seele geschrieben ist, mir und noch tausend Anderen. Sei auf der Hut, Arno! Das ist der Erste, der es wagt, gegen den allmächtigen Freiherrn von Raven aufzutreten, der erste Sturm, der Deine bisher unnahbare Höhe bedroht. Es werden ihm andere folgen, und sie werden so lange den Boden erschüttern, auf dem Du stehst, bis er wankt und bricht und Du so tief niedersinkst, wie Du hoch emporgestiegen bist."

„Meinst Du?" fragte der Freiherr verächtlich. „Du solltest mich doch besser kennen. Ich kann stürzen und im Sturze mich und Andere zerschmettern — das Sinken ist meine Sache nicht, und so weit sind wir überhaupt noch nicht. Ich kenne die feindseligen Gewalten, welche jener Angriff entfesseln wird; sie haben längst auf einen solchen Anlaß gewartet, aber sie sollen nicht den Triumph genießen, mich von einem Platze weichen zu sehen, den ich so lange behauptet habe und freiwillig niemals räumen werde. Freilich, die Menschen verzeihen nicht leicht eine Laufbahn, wie ich sie mir schuf."

„Um hohen Preis!“ ſagte Brunnow kalt. „Du haſt ſie mit Deiner Ehre bezahlt.“

„Rudolph!“ fuhr der Freiherr mit furchtbarer Heftigkeit auf.

„Mit Deiner Ehre — ich wiederhole es. Muß ich Dich an den Tag erinnern, wo unſere Verbindungen verrathen, unſere Papiere mit Beſchlag belegt, wir ſelber ergriffen und in das Gefängniß geſchleppt wurden? Muß ich Dir ſagen, wer der Verräther war, dem wir dies Alles dankten und den man nur der Form wegen mit verhaftete? Ich und die Anderen wurden vor Gericht geſtellt, uns traf Verurtheilung und Kerker, aus dem mich ſpäter nur eine tollkühne Flucht befreite; Dich ließ man nach kurzer Haft wieder frei, ohne auch nur eine Anklage gegen Dich zu erheben. Aus dem Sturme, der ſeinen Freunden und Geſinnungsgenoſſen Freiheit und Exiſtenz koſtete, ging Arno Raven als der Secretär, der Vertraute und künftige Schwiegerſohn des Miniſters hervor und begann ſeine glänzende Carrière im Dienſte der Sache, der er Haß und Kampf geſchworen hatte für immer. Das war das Ende all der Freiheitsträume und Jugendſchwärmereien.“

Aus dem Antlitz des Freiherrn war jeder Blutstropfen gewichen; ſeine Bruſt hob und ſenkte ſich in

kurzen heftigen Athemzügen, und seine Hände ballten sich krampfhaft.

„Und wenn ich Dir nun sage, daß dieser sogenannte Verrath nur eine Unvorsichtigkeit war, ein unglückseliges Mißverständniß, das ich theuer genug gebüßt habe? Wenn ich Dir sage, daß Ihr selbst mit Eurem voreiligen Verdammungsurtheil, mit Eurem wahnsinnigen Mißtrauen mich in die Reihen Eurer Feinde getrieben habt?"

„So würde ich Dir antworten, daß Du das Recht auf Glauben verwirkt hast."

„Reize mich nicht, Rudolph!" stieß Raven hervor, der kaum mehr Herr seiner selbst war. „Du weißt, daß ich das von keinem Anderen ertragen hätte. Ich habe Dir mein Wort gegeben, und Du wirst mir glauben."

„Nein, Arno!" Die Stimme Brunnow's klang in vernichtender Härte. „Wärst Du damals, als ich im Gefängniß saß und es nicht fassen konnte, nicht fassen wollte, daß Du der Verräther sein solltest, vor mich hingetreten und hättest zu mir gesprochen wie jetzt, Dein Wort hätte mir mehr gegolten als das Zeugniß der ganzen Welt, als die sonnenklarsten Beweise. Die zwei Jahrzehnte, die dazwischen liegen, haben mich eines Anderen belehrt. Dem Freiherrn von Raven, dessen

Name obenan ſteht unter den Feinden und Verfolgern jeder Sache, der er einſt ſein Leben geweiht hatte, dem Gouverneur von R., deſſen äußeres despotiſches Regiment allem Recht und allen Geſetzen Hohn ſprach, der noch vor wenigen Tagen auf das Volk ſchießen ließ, in deſſen Reihen er ſelbſt einſt geſtanden — dem glaube ich nicht."

Der Mann, gegen den all dieſe vernichtenden Beſchuldigungen geſchleudert wurden, ſtand finſter ſchweigend da, den Blick auf den Boden geheftet; noch arbeitete es gewaltſam in ſeinen Zügen, aber es ließ ſich nicht enträthſeln, ob es Scham, Zorn oder Schmerz war, was dort zuckte. Bei den letzten Worten aber richtete er ſich plötzlich zu ſeiner vollen Höhe auf, und aus ſeinen Augen flammte wieder der ſtolze unbeugſame Trotz, als er rauh entgegnete:

„So iſt es unnöthig, noch ferner ein Wort darüber zu verlieren. Meine Erklärung galt nur jener Kataſtrophe. Du willſt ſie nicht hören — gut, wir ſind fertig damit. Was nachher geſchehen iſt, das war meine eigene Wahl und mein Entſchluß. Wie ich dazu getrieben worden bin, das kommt hier nicht in Betracht. Ich kenne keine Milderungsgründe; genug, es war mein Wille, und ich nehme die That und all ihre Folgen auf

mein Haupt allein. Seit dem Tage, der jene Kluft zwiſchen uns aufriß, ſind unſere Wege ſo endlos weit auseinandergegangen, daß wir jetzt vergebens verſuchen würden, ſie auch nur zu begreifen. Was iſt einem Idealiſten wie Dir der Begriff der Macht und des Ehrgeizes? Vielleicht nur der Keim zu einem Verbrechen, denn er begründet ſich ja auf die Unterdrückung Anderer. Ich war nun einmal nicht geſchaffen, im Exil zu verkümmern und mich über all die geſcheiterten Hoffnungen, über all die nutzlos vergeudeten Kräfte mit dem Gedanken zu tröſten, daß ich meinem ‚Ideal' treu geblieben ſei. Verdamme mich, wenn Du willſt! Als meinen Richter erkenne ich auch Dich nicht an."

Es erfolgte keine Erwiderung. Nach einem ſecundenlangen Schweigen wandte ſich Brunnow ohne alle Antwort zum Gehen. Raven trat ihm in den Weg.

„Was ſoll das?" fragte der Arzt. „Du haſt es ja ausgeſprochen: wir ſind fertig mit einander, und jedes fernere Wort zwiſchen uns iſt überflüſſig. Laß mich gehen!"

„Noch nicht — es handelt ſich um Deine Sicherheit. Du reiſeſt doch auf der Stelle wieder ab?"

„Ich reiſe erſt morgen; ich habe es meinem Sohne verſprochen, ihn noch einmal zu ſehen."

„Das ist eine ganz unnöthige Verzögerung," sagte der Freiherr. „Du hast Dich selbst überzeugt, daß für Deinen Sohn nichts zu fürchten ist, und erst jenseits der Grenze hört die Gefahr für Dich auf. Um Mitternacht geht der Courierzug. Bleibe so lange hier in meiner Wohnung und fahre dann in meinem Wagen nach dem Bahnhofe! Was man dann auch ahnen und vermuthen mag, es wird Niemand wagen, Dich zu behelligen."

„Und wenn man später entdecken sollte, daß der Gouverneur selbst dem ‚Hochverräther' fortgeholfen hat?"

„Das ist meine Sache. Ich werde es vertreten."

„Ich danke," sagte Brunnow in schneidendem Tone. „Ich bleibe bis morgen und gehe nach dem Bahnhofe, ohne mich durch die freiherrlich Raven'sche Livree decken zu lassen. Du wirst begreifen, daß ich selbst eine mögliche Gefahr Deinem Schutze vorziehe."

„Rudolph, nimm Vernunft an!" mahnte der Freiherr. „Der unselige Starrsinn kann Dir Deine Freiheit kosten."

„Was kümmert das Dich? Wir sind ja Feinde und sind es nach dieser Stunde mehr denn je. Wir werden uns schwerlich im Leben wieder begegnen, aber denke an meine Worte, Arno! Noch stehst Du fest und

ſicher auf Deiner ſchwindelnden Höhe; noch blickſt Du verächtlich herab auf die Gefahren, die Dir drohen. Es wird ein Tag kommen, wo Alles um Dich her wankt und bricht, wo Alles Dich verläßt, und dann" — hier richtete ſich auch die gebeugte Geſtalt Brunnow's voll und mächtig auf — „dann wirſt Du einſehen, daß es doch noch etwas werth iſt, an ſeine Ideale und an ſich ſelber zu glauben. Mich hat dieſes Bewußtſein aufrecht erhalten bis auf dieſe Stunde. Du haſt keinen Halt mehr, wenn das glänzende Gebäude Deines Ehrgeizes zuſammenſtürzt — Du haſt Dich ſelbſt verloren. Leb' wohl!"

Er ging. Raven blickte ihm düſter und unbeweglich nach. „Mich ſelbſt verloren!" wiederholte er dumpf. „Er hat Recht."

In der Stadt war es ruhig. Die „energiſchen Maßregeln" hatten ihre Wirkung gethan, wenn ſie auch nicht in dem Umfange zur Ausführung gekommen waren, wie es anfangs den Anſchein hatte. Oberſt Wilten, der ſehr wohl wußte, daß trotz aller Vertretung von Seiten des Gouverneurs doch ein Theil der Verant-

wortlichkeit auf ihm haften bleiben werde, hatte an jenem Abende Befehl gegeben, beim erſten Commando nicht auf die Menge ſelbſt, ſondern in die Luft zu feuern. Er rechnete auf den blinden Schrecken, den man empfinden werde, wenn man ſah, daß wirklich von den Waffen Gebrauch gemacht werde, und dieſe Berechnung täuſchte ihn nicht. Die Schüſſe riefen eine ganz grenzenloſe Angſt und Verwirrung hervor, die noch durch die inzwiſchen hereingebrochene Dunkelheit begünſtigt wurde. Niemand hatte Ruhe und Beſonnenheit genug, ſich zu überzeugen, wer denn eigentlich gefallen ſei. Es erhob ſich ein wildes Getümmel, aber der gefürchtete Widerſtand blieb aus, und nach einem kurzen, planloſen Hin- und Herwogen wandte ſich Alles zur Flucht. Der Oberſt hatte das vorhergeſehen und ſeine Anſtalten derartig getroffen, daß den Fliehenden im entſcheidenden Augenblick Raum gegeben werden konnte. Es gelang einer Militärabtheilung, ohne allzugroße Schwierigkeit die dichtgedrängte Menge zu zerſtreuen und vor ſich herzutreiben. Einmal zerſprengt, vermochte dieſe ſich nicht wieder zu ſammeln, da die ſämmtlichen Hauptpunkte beſetzt waren. Nach einigen Stunden war die Ruhe wieder hergeſtellt und zwar — dank der Vorſicht und Mäßigung des Commandirenden

— ohne eigentliches Blutvergießen. Es hatte zwar im Getümmel selbst Verwundungen und Verletzungen genug gegeben, aber es war doch nicht zum wirklichen Kampfe gekommen, und jedenfalls hatte das Einschreiten des Militärs seine Wirkung gethan. Die unruhigen Elemente der Stadt waren vollständig eingeschüchtert; die Excesse wiederholten sich nicht, und während der folgenden Tage wurde die Ruhe nirgends gestört. Man schien der Gewalt zu weichen; der Gouverneur hatte wieder einmal die Oberhand behalten. —

Es war am Morgen nach der Unterredung mit Rudolph Brunnow, als der Freiherr in das Zimmer seiner Schwägerin trat. Bei der Baronin hatte jene Erkältung doch ernstere Folgen gehabt; sie war krank, oder behauptete wenigstens, es zu sein, und hatte seit ihrer Rückkehr nach der Stadt kaum das Bett verlassen. Der Freiherr sandte jeden Morgen herüber, um sich nach ihrem Befinden erkundigen zu lassen; er selbst hatte weder sie noch Gabriele seit den letzten Tagen gesehen, da das junge Mädchen die Krankheit der Mutter zum Vorwande nahm, um nicht bei Tische zu erscheinen. So war denn eine Begegnung zwischen ihnen seit jener stürmischen Unterredung noch vermieden worden.

Die Baronin lag mit sehr leidender Miene auf dem Sopha, als ihr Schwager eintrat. Er schien Gabriele, die sich gleichfalls im Zimmer befand, nicht zu bemerken, sondern trat sofort zu ihrer Mutter und fragte in jenem gleichgültigen Tone, mit dem man einer bloßen Form genügt, wie sie sich befinde.

„O, ich habe schlimme Tage verlebt," seufzte die Baronin. „Ich befinde mich sehr schlecht, und die Angst und Aufregung an jenem entsetzlichen Abende, wo man das Schloß stürmen wollte, hat mich vollends krank gemacht."

„Ich ließ Ihnen ja eigens melden, daß alle Maßregeln zur Sicherheit des Schlosses getroffen seien," sagte Raven ungeduldig. „Sie wären überhaupt niemals in Gefahr gekommen; die ganze stürmische Demonstration galt mir allein."

„Aber der Lärm, das Anrücken des Militärs, das Schießen in der Stadt!" klagte die Dame, „das alles regte meine Nerven furchtbar auf. Hätte ich doch dem Wunsche des Oberst Wilten nachgegeben und wäre noch einige Tage auf seinem Landsitze geblieben! Freilich, wie die Dinge jetzt stehen, konnte ich nicht daran denken. Gabriele martert mich förmlich mit ihrem Trotz und Eigensinn. Sie erklärt auf das Bestimmteste, daß sie

niemals dem jungen Baron Wilten ihre Hand reichen werde, und droht mir, ihm ein unverhülltes Nein zu geben, wenn ich es bis zu einem Antrage kommen lasse."

Raven's Blick streifte das junge Mädchen, das stumm und bleich, den Kopf in die Hand gestützt, in einiger Entfernung saß, er richtete aber auch jetzt nicht das Wort an sie.

„Ich bin in der grenzenlosesten Verlegenheit," fuhr die Baronin fort. „Ich habe dem Oberst ganz bestimmte Zusicherungen gegeben, die unmöglich zurückgenommen werden können. Er und sein Sohn werden außer sich sein. Gabriele behauptet, bereits mit Ihnen darüber gesprochen zu haben, Arno. Sind Sie denn wirklich mit diesem Nein einverstanden?"

„Ich?" fragte der Freiherr kalt. „Ich habe mich jedes Einflusses auf Ihre Tochter begeben."

„Mein Gott, was ist denn vorgefallen?" rief die Baronin, sich erschrocken aufrichtend. „Hat Gabriele auch Ihnen gegenüber ihren Starrsinn gezeigt? Ich will doch nicht hoffen —"

„Lassen wir das!" schnitt ihr der Freiherr das Wort ab. „Die Angelegenheit mit Wilten muß ich allerdings erledigen, schon wegen meiner eigenen Stellung zu dem Oberst. Er würde es mir nie verzeihen,

wenn ich ſeinen Sohn der Kränkung ausſetzte, ein Nein zu erhalten, wo er mit Sicherheit auf ein Ja rechnet. Uebrigens iſt das Ihre Schuld allein, Mathilde. Sie werden ſich erinnern, daß ich Ihren Plänen von Anfang an fern geblieben bin. Sie hätten ſich der Fügſamkeit Ihrer Tochter verſichern ſollen, ehe Sie beſtimmte Verſprechungen gaben. Jedenfalls muß die Sache jetzt zur Sprache gebracht werden. Ich fahre von hier aus zu Wilten und werde bei unſerer heutigen Conferenz Gelegenheit nehmen, ihm Gabrielens Weigerung mitzutheilen. — Jetzt aber zu dem eigentlichen Zwecke meines Kommens! Sie ſind leidend?"

„Ja wohl, ſehr leidend!" flüſterte die Baronin, indem ſie mit dem Ausdrucke der größten Mattigkeit wieder in die Kiſſen zurückſank.

„So möchte ich Ihnen einen Vorſchlag machen. Der Arzt ſpricht von nervöſen Zuſtänden und empfiehlt nur Luftveränderung, um ſo mehr, als der Herbſt bei uns ſehr rauh und unfreundlich zu ſein pflegt. Ueberdies iſt bei den jetzigen Zuſtänden in der Stadt an irgend ein Geſellſchaftsleben für die nächſte Zeit nicht zu denken. Ich rathe Ihnen daher, die Einladung Ihrer Freundin, der Gräfin Selteneck, anzunehmen, von der Sie mir

neulich sprachen, und auf einige Wochen mit Ihrer Tochter nach der Residenz zu gehen."

Gabriele, die das Gespräch verfolgte, ohne sich daran zu betheiligen, bebte bei den letzten Worten zusammen, und ein unwillkürlicher Ausruf entfuhr ihren Lippen:

„Nach der Residenz?"

„Ja," sagte Raven, sich zum ersten Male zu ihr wendend, mit herber Ironie. „In Deinen Wünschen liegt das doch gewiß."

Das junge Mädchen schwieg, aber die matten Züge der Baronin belebten sich plötzlich.

„Wie? Sie wären mit diesem Besuche einverstanden?" fragte sie. „Ich leugne es nicht, daß ein kurzer Aufenthalt in der Residenz und ein Wiedersehen mit meinen dortigen Freunden und Bekannten mir sehr erwünscht wäre, aber die Rücksicht auf Ihre Wünsche, meine Pflichten als Repräsentantin Ihres Hauses —"

„Binden Sie in diesem Falle durchaus nicht," fiel der Freiherr ein. „Ich wiederhole Ihnen, daß unter den jetzigen Verhältnissen von Festlichkeiten keine Rede sein kann. Es läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen, ob die Unruhen sich nicht doch wiederholen, und ich möchte Sie nicht zum zweiten Male einer so gefährlichen

Angst und Aufregung aussetzen. Ich bitte Sie daher, so bald wie möglich die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. Wenn Sie zurückkehren, ist hoffentlich Alles geordnet."

„Ich füge mich, wie immer, Ihren Wünschen," erklärte die Baronin, der die Fügsamkeit diesmal außerordentlich leicht wurde. „Wir werden in Kurzem reisefertig sein, und auch auf Gabriele, hoffe ich, wird die Zerstreuung wohlthätig wirken; sie ist jetzt so bleich und still, daß ich wirklich anfange, für ihre Gesundheit zu fürchten."

Raven schien die letzte Bemerkung zu überhören; er erhob sich. „Das wäre also abgemacht. Was Sie etwa noch für die Reise nothwendig halten sollten, steht zu Ihrer Verfügung. Jetzt aber muß ich Sie verlassen, Mathilde; mein Wagen wartet bereits."

Er ging. Kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, als Frau von Harder mit großer Lebhaftigkeit rief:

Das ist doch endlich einmal eine vernünftige Idee meines Schwagers! Ich fürchtete schon, er würde uns zumuthen, in dieser aufgeregten Stadt zu bleiben, wo man nicht einmal seines Lebens sicher ist und bei jeder Ausfahrt fürchten muß, von dem Pöbel insultirt zu

werden. Mich wundert nur, daß Arno sich um meine Nerven und die Verordnungen des Arztes kümmert. Er pflegt sonst sehr rücksichtslos in solchen Dingen zu sein. Meinst Du nicht, Gabriele?"

„Ich meine, daß er uns entfernen will um jeden Preis," erwiderte Gabriele, ohne sich umzuwenden.

„Nun ja," sagte die Baronin unbefangen. „Er sieht es ein, daß R. jetzt kein angenehmer Aufenthalt ist, zumal für Damen. Ich sprach ihm allerdings nicht ohne Absicht von der Einladung der Gräfin; ich hoffte, er würde darauf eingehen, aber damals schwieg er hartnäckig, und so wagte ich es nicht, die Sache weiter zu verfolgen. Wie sehne ich mich, die Residenz wieder zu sehen und all die früheren Beziehungen wieder anzuknüpfen! Hier ist und bleibt man doch nun einmal in der Provinz trotz all des großstädtischen Ansehens, welches die Stadt sich geben möchte. Aber jetzt müssen wir vor allen Dingen Musterung über unsere Toilette halten. Komm', mein Kind! Wir wollen überlegen."

„Verschone mich damit, Mama!" bat das junge Mädchen in mattem, gedrücktem Tone. „Ich habe jetzt keinen Sinn dafür. Bestimme, was Dir gut dünkt! Ich füge mich in Alles."

Die Baronin sah ihre Tochter mit unverhehltem

Erſtaunen an; dieſe Gleichgültigkeit überſtieg alle Begriffe. „Keinen Sinn dafür?“ wiederholte ſie. „Gabriele, was iſt eigentlich mit Dir vorgegangen? Ich habe dieſe Veränderung ſchon während unſeres Landaufenthaltes bemerkt, aber ſeit den letzten Tagen erkenne ich Dich gar nicht wieder. Ich fürchte, es iſt auf der Rückfahrt irgend etwas zwiſchen Dir und dem Onkel vorgefallen, was Du mir verſchweigſt. Er zürnt Dir offenbar; er hat Dich ja vorhin kaum angeblickt. Wann endlich wirſt Du es lernen, die nöthigen Rückſichten gegen ihn zu beobachten?“

„Du hörſt es ja, er ſchickt uns fort,“ ſagte Gabriele mit aufquellender Bitterkeit. „Er will allein ſein, wenn eine Gefahr ihn bedroht, wenn ein Unglück ihn trifft — ganz allein!“

„Ich begreife Dich nicht,“ erklärte die Mutter ärgerlich. „Was ſoll denn dem Onkel drohen? Ich dächte, er hätte die Empörungsverſuche energiſch genug niedergeſchlagen, und im ſchlimmſten Falle iſt ja das Militär zu ſeinem Schutze da.“

Gabriele ſchwieg, ſie hatte nicht an dieſe Gefahr gedacht, aber trotz ihrer Unerfahrenheit in ſolchen Dingen fühlte ſie doch, daß ein Angriff wie der Winterfeld's nicht unbemerkt vorübergehen konnte, und ahnte

den heranziehenden Sturm. Sie und die Mutter ſollten freilich davor geborgen werden. Deutlicher konnte der Freiherr ihr nicht ſagen, daß Alles zwiſchen ihnen zu Ende ſei, als indem er ſie nach der Reſidenz ſandte wo Georg jetzt weilte und wo eine Begegnung mit ihm leicht zu ermöglichen war. All' die Härte und Heftigkeit, mit der ſich Raven dieſer Verbindung widerſetzte, hatte das junge Mädchen nicht ſo geſchmerzt, als dieſes Aufgeben ſeines Widerſtandes dagegen. Er zeigte ihr, daß er jeden Einſpruch fallen ließ, daß er ihr volle Freiheit gab, und ſie kannte ihn zu gut, um nicht zu wiſſen, daß die vermeintliche Verrätherin bei ihm nie auf Verzeihung rechnen konnte. Vielleicht hätte Gabriele verſucht, ihn zu überzeugen, wie unrecht er ihr mit dieſem Verdachte that; ſein Eiſesblick hatte ſie zurück geſcheucht. Der Blick ſagte ihr, daß ſie doch keinen Glauben finden werde, und bei dieſem Gedanken flammte auch ihr Stolz und Trotz empor. Sollte ſie es zum zweiten Male ertragen, daß ihre Vertheidigung nicht gehört, daß ſie ſelbſt zurückgeſtoßen wurde, wie es ſchon einmal geſchehen war? Nun und nimmermehr!

Die Baronin war weit entfernt, dieſen Gedankengang ihrer Tochter zu ahnen. Sie dachte nicht einmal daran, daß ſich Aſſeſſor Winterfeld in der Reſidenz

befand, und daß man ihn eigens dorthin gesandt hatte, um eine Annäherung zu verhindern. Die Dame hatte jetzt andere Dinge im Kopfe, und da sie bei Gabriele so gar kein Verständniß für die Toilettenangelegenheiten fand, klingelte sie ihrer Kammerjungfer und begann eine ausführliche Berathung mit derselben. Es war merkwürdig, wie sehr diese Reise die Lebensgeister der Baronin anzuregen vermochte; ihre Krankheit und Mattigkeit schienen auf einmal verschwunden; sie traf die nöthigen Anordnungen mit einem Eifer und einer Lebhaftigkeit, die schon jetzt den besten Erfolg von dieser „Luftveränderung" hoffen ließ.

Der Freiherr war unmittelbar, nachdem er seine Schwägerin verlassen hatte, zu dem Oberst Wilten gefahren. Er hatte von jeher freundschaftlich mit ihm verkehrt, und in der letzten Zeit war dieser Verkehr noch enger und vertrauter geworden, wenigstens von Seiten der Wilten'schen Familie, die mit vollem Eifer die Verbindung zwischen dem Sohne des Hauses und der jungen Baroneß Harder anstrebte. Heute aber lag in dem Empfange und der ganzen Haltung des Obersten eine gewisse Gezwungenheit, die er sich zwar Mühe gab zu verbergen, indem er lebhafter und angelegentlicher sprach, als es sonst seine Art war. Der Freiherr

achtete nicht darauf; er war von ganz anderen Gedanken erfüllt und nicht in der Stimmung, auf solche Dinge Gewicht zu legen. Er wollte eben das Gespräch auf die Sicherheitsmaßregeln in der Stadt lenken, die noch größtentheils in den Händen des Militärs lagen, als Wilten ihm zuvorkam und mit einer gewissen Hast fragte:

„Haben Sie schon nähere Nachrichten aus der Residenz erhalten? Sie erwarten ja wohl Antwort auf Ihren Brief hinsichtlich der Winterfeld'schen Broschüre."

Die Stirn des Freiherrn verfinsterte sich auffallend bei der Frage, und es vergingen einige Secunden, ehe er antwortete.

„Ja," sagte er endlich. „Die Antwort ist heute Morgen eingetroffen."

„Nun?" fragte der Oberst in größter Spannung.

Raven lehnte sich in den Sessel zurück, und in seiner Stimme lag ebenso viel Spott wie Bitterkeit, als er erwiderte:

„Man scheint in der Residenz vollständig zu vergessen, daß ich als Vertreter der Regierung in ihrem Namen gehandelt habe, und daß man mein Wirken jahrelang mit allen Kräften unterstützte. Sie hatten Recht, mich vor den Intriguen zu warnen, die dort

gegen mich gesponnen werden. Ich sehe es erst jetzt, wie unterwühlt der Boden ist, auf dem ich stehe. Vor wenigen Monaten noch hätte man es nicht gewagt, mir eine solche Antwort zu geben."

„Wie, man hat doch nicht etwa versucht, Ihnen anzudeuten —?" der Oberst hielt inne, er mochte den Satz nicht aussprechen.

„Man hat mir sehr Vieles angedeutet. Allerdings in verbindlicher Form und mit einem ungemeinen Aufwande von Redensarten, aber die Sache selbst bleibt die gleiche. Ich glaube, es wäre den Herren in der Residenz nicht unlieb, wenn ich ginge. Es giebt dort verschiedene Persönlichkeiten, denen ich sehr im Wege bin und die jeden Angriff nach Kräften gegen mich ausbeuten werden. Ich bin aber vorläufig noch nicht gesonnen ihnen Platz zu machen."

Oberst Wilten schwieg und sah vor sich nieder.

„Auch die jüngsten Ereignisse hier in der Stadt geben Anlaß zu ernstlichen Differenzen," fuhr Raven fort. „Ich habe deswegen einen lebhaften Depeschenwechsel mit der Residenz gehabt. Man begreift durchaus nicht, daß das Einschreiten des Militärs nothwendig war. Man giebt mir allerlei anzuhören, von schwerer Verantwortlichkeit, maßloser Erbitterung der Bevölkerung

und dergleichen mehr. Ich habe einfach geantwortet: Aus der Ferne lasse sich dergleichen nicht beurtheilen. Ich sei zur Stelle und wisse, was Noth thue, und ich würde genau dasselbe thun, wenn die Unruhen auf's Neue ausbrechen sollten."

In dem Gesichte des Obersten zeigte sich wieder jene Gezwungenheit, die im Laufe des Gespräches allmählich gewichen war.

„Das dürfte kaum möglich sein," bemerkte er. „Es ist wahr, die Erbitterung ist größer, als wir anfangs glaubten, und ich sagte Ihnen ja schon früher, man wünscht bei solchen Anlässen die militärischen Maßregeln durchaus zu vermeiden."

„Es kommt nicht darauf an, was man wünscht, sondern auf das, was nothwendig ist," erklärte der Freiherr mit jener Schroffheit, die bei ihm stets eine große innere Gereiztheit barg.

„So wollen wir hoffen, daß die Nothwendigkeit nicht wieder eintritt," sagte Wilten, „denn ich bin leider — ich wäre gezwungen — mit einem Worte, ich müßte Ihnen meinen Beistand versagen, Excellenz."

Raven fuhr auf und richtete einen funkelnden Blick auf den Sprechenden.

„Was soll das heißen, Herr Oberst? Sie kennen

*

doch meine Vollmachten? Ich kann Ihnen versichern, daß sie noch in ihrem vollen Umfange bestehen."

„Daran zweifle ich nicht, aber die meinigen sind beschränkt worden. Ich habe künftig nur den Weisungen meiner Vorgesetzten zu folgen."

„Sie haben Gegenbefehl?" fragte der Freiherr rasch und heftig.

„Ja," war die etwas zögernde Antwort.

„Seit wann?"

„Seit gestern."

„Darf ich die Ordre sehen?"

„Ich bedaure, sie ist nur für mich allein bestimmt."

Raven wendete sich ab und trat an das Fenster; als er sich nach wenigen Minuten wieder umwandte, lag eine fahle Blässe auf seinem Gesichte.

„Das heißt also, man bindet mir vollständig die Hände. Wenn die Revolte sich wiederholt und die Polizei zu deren Bewältigung nicht ausreicht, so bin ich machtlos und die Stadt ist preisgegeben."

Wilten zuckte die Achseln. „Ich bin Soldat, Excellenz, und muß gehorchen."

„Allerdings, Sie müssen gehorchen — ich sehe das ein."

Es folgte eine sehr unbehagliche Pause. Der Oberst

ſchien nach irgend einer Ablenkung zu ſuchen, aber Raven kam ihm zuvor.

„Wenn die Sache ſo ſteht, iſt die Rückſprache, die ich mit Ihnen nehmen wollte, überflüſſig," ſagte er mit erzwungener Ruhe. „Bitte, keine Entſchuldigung, ich begreife, daß es Ihnen perſönlich ſehr peinlich iſt, aber Sie können es nicht ändern, alſo brechen wir davon ab! — Ich möchte noch eine Privatangelegenheit mit Ihnen beſprechen. Sie bereiteten mich darauf vor, daß Ihr Sohn eine Bitte an mich richten würde. Lieutenant Wilten hat ſich allerdings noch nicht erklärt, und das war in dieſer Zeit der Unruhe und Aufregung auch wohl nicht möglich."

„Ganz unmöglich," ſtimmte der Oberſt bei. „Ich habe es Albrecht begreiflich gemacht, daß es ein Mangel an Zartgefühl wäre, wenn er Sie jetzt, wo ſo Vieles auf Sie einſtürmt, mit ſolchen Dingen behelligen wollte. Er iſt auch meinen Gründen gewichen; überdies muß er morgen abreiſen."

„So plötzlich?" fragte Raven befremdet. „Wohin denn?"

„Er geht in einer dienſtlichen Angelegenheit nach M. und wird vorausſichtlich mehrere Wochen dort bleiben," entgegnete der Oberſt, der unter dem finſteren, forſchen-

den Blicke des Freiherrn ſichtlich verlegen wurde. „Ich hatte zwar urſprünglich einen anderen meiner Officiere dazu beſtimmt, aber ich kann dieſen jetzt nicht entbehren, und mein Sohn als der Jüngſte iſt am leichteſten abkömmlich. Die beſprochene Sache kann alſo vorläufig ruhen; ſpäter, nach Albrecht's Rückkehr, wird ſich ja wieder daran anknüpfen laſſen."

Um Raven's Lippen legte ſich ein ſehr herber Ausdruck, als er erwiderte:

„Ich wünſche im Gegentheil dieſe Sache jetzt ein für alle Mal zu erledigen. Meine Schwägerin iſt leider nicht im Stande, die Hoffnungen zu erfüllen, die ſie dem jungen Baron gemacht hat. Sie hat ſich überzeugt, daß ihre Tochter doch nicht genug Neigung für ihn beſitzt, um ſich zu dieſer Verbindung zu entſchließen, und weder ſie noch ich werden irgend einen Zwang auf Gabriele ausüben."

„Das würden wir auch niemals zugeben," fiel Wilten eifrig ein. „Nur keinen Zwang, nur keine Ueberredung in ſolchen Dingen! Mir freilich wird es ſehr ſchwer, die langgehegte Hoffnung aufzugeben, und mein Sohn vollends wird außer ſich ſein, aber wenn er auf keine Gegenliebe hoffen darf, ſo iſt es beſſer, er entſagt bei Zeiten ſeiner Neigung. Ich werde ihm ernſtliche Vorſtellungen deswegen machen."

„Thun Sie das!“ ſagte der Freiherr, dem weder der Eifer noch das erleichterte Aufathmen des Oberſten bei der Abſage entgangen war. „Ich bin überzeugt, Sie werden einen gehorſamen Sohn finden.“

Er wandte ſich zum Gehen. Der Oberſt begleitete ihn artig bis zur Thür und wollte ihm dort in gewohnter Weiſe die Hand zum Abſchiede reichen, aber Raven zog die ſeinige zurück, verneigte ſich kühl und verließ das Zimmer. Draußen auf der Treppe blieb er einen Moment lang ſtehen und warf einen Blick zurück, während er halblaut ſagte:

„Alſo ſo weit iſt es bereits gekommen! Man ſucht die Verbindungen mit mir zu löſen — es müſſen doch eigenthümliche Nachrichten ſein, die Wilten empfangen hat.“

Als der Gouverneur aus dem Hauſe trat und im Begriff war in ſeinen dort wartenden Wagen zu ſteigen, bemerkte er den Polizeidirector, der ſoeben die Straße paſſirte und ſich ihm jetzt näherte.

„Soeben wollte ich mich zu Ihnen begeben, Excellenz,“ ſagte er, den Freiherrn begrüßend. „Ich glaubte Sie in dem Schloſſe zu finden.“

„Ich fahre dorthin,“ erwiderte Raven auf den Wagen deutend. „Darf ich Sie bitten, mich zu begleiten?“

Der Polizeidirector nahm die Einladung an, und die beiden Herren ſtiegen in den Wagen, der den Weg nach dem Schloſſe einſchlug. Der Freiherr hörte zerſtreut auf die Mittheilungen ſeines Begleiters. Der ſtolze Mann ertrug mit verbiſſenem Grimme dieſe erſte Demüthigung, die ihm auferlegt wurde. Man hatte ihn bisher unumſchränkt walten laſſen und ihm eine Macht eingeräumt, wie ſie kein Gouverneur vor ihm beſaß, und jetzt, wo er dieſe Macht mehr als je bedurfte, jetzt ſah er ſich auf einmal in all ſeinen Entſchlüſſen gehemmt und gebunden. Man entzog ihm den Beiſtand, auf den er ſich ſtützte und, nachdem er einmal ſo weit gegangen war, ſtützen mußte; man ließ ihn abſichtlich allein im Kampfe mit der rebelliſchen Stadt — Raven wußte ſich dieſes Symptom zu deuten.

Der Polizeidirector hatte einige Minuten lang von verſchiedenen ziemlich unwichtigen Vorfällen geſprochen, die ſich im Laufe des geſtrigen Tages ereignet hatten. Jetzt aber fuhr er fort: „Und nun noch eine Mittheilung, die auch Sie überraſchen wird', Excellenz. Sie nehmen ja doch Antheil an dem jungen Doctor Brunnow."

Raven wurde aufmerkſam. „Gewiß, was iſt mit ihm?"

„Die Sache betrifft ihn allerdings nicht perſönlich,

geht ihm aber leider nahe genug an. Sie erinnern sich des Herrn, den uns Hofrath Moser gestern Abend als einen Doctor Franz vorstellte; Sie hatten ja sogar eine längere Unterredung mit ihm. Ist Ihnen dabei nichts aufgefallen?"

Der Freiherr richtete sich schnell empor; die Andeutung genügte, um ihm zu zeigen, daß seine Befürchtungen eingetroffen waren und Brunnow sich in Gefahr befand. Es galt jetzt, Ruhe zu zeigen, um diese Gefahr vielleicht noch abzuwenden. Raven nahm seine ganze Kraft zusammen und antwortete mit einem kalten unbewegten „Nein".

„Mir desto mehr," sagte der Polizeidirector. „Ich hatte schon bei jener flüchtigen Begegnung meine Bedenken, die durch einige unabsichtliche Aeußerungen des Hofrathes zum Verdachte wurden, und hielt es für nöthig, Nachforschungen anzustellen. Jetzt, wo nur wenige Fremde in der Stadt sind, war es eine leichte Mühe, das Absteigequartier des angeblichen Doctor Franz aufzufinden. Er war erst vor zwei Stunden in einem Gasthofe der Vorstadt angelangt, hatte sich in größter Unruhe und Aufregung nach dem jungen Arzt erkundigt und war sofort zu ihm geeilt. Der unvorsichtiger Weise im Gasthofe zurückgelassene Koffer trug

die Bezeichnung Z. als Abgangsstation; andere dringende Verdachtsmomente kamen hinzu — kurz, es ist kein Zweifel mehr, daß wir es mit dem Vater des Verwundeten, mit Rudolph Brunnow zu thun haben."

Das Alles wurde in demselben ruhigen Geschäftstone berichtet, wie die früheren Mittheilungen, und auch Raven versuchte es, den gleichen Ton festzuhalten, als er erwiderte:

„Das ist vorläufig nur eine Annahme, deren Bestätigung doch erst abgewartet werden muß. Sie können darauf allein nicht gegen den Fremden vorgehen."

„Die Bestätigung haben wir bereits," sagte der Polizeidirector. „Doctor Brunnow hat sich bei seiner Verhaftung zu seinem Namen bekannt."

„Bei seiner Verhaftung!" fuhr der Freiherr auf. „Sie haben ihn verhaften lassen? Ohne mich vorher davon zu benachrichtigen, ohne mir auch nur einen Wink zu geben?"

Der Polizeichef sah ihn mit gutgespielter Verwunderung an. „In der That, Excellenz, ich begreife nicht — so viel ich weiß, gehören dergleichen Maßregeln ausschließlich in mein Ressort. Wenn ich jedoch gewußt hätte, daß eine vorherige Mittheilung Ihnen

erwünscht sei, so würde ich sie Ihnen unbedingt haben zugehen lassen."

Raven drückte krampfhaft den Handschuh zusammen, den er noch in der Rechten hielt. „Und ich würde Ihnen unbedingt von dieser Verhaftung abgerathen haben. Dachten Sie denn gar nicht an das Aufsehen, das sie nothgedrungen erregen muß, an die unausbleiblichen Folgen? Gerade jetzt, wo die Regierung nur auf das Einlenken, nur auf die Versöhnung bedacht ist, wo ihr alles daran liegt, populär zu sein, und sie beinahe ängstlich jedem Conflicte aus dem Wege geht, gerade jetzt ist es nicht die Zeit, diese alten, halbvergessenen Erinnerungen an die Revolution so schonungslos wieder an das Tageslicht zu ziehen."

Der Polizeidirector zuckte die Achseln. „Ich habe meine Pflicht gethan, nichts weiter. Doctor Brunnow war zu langjähriger Festungshaft verurtheilt und hat sich derselben durch die Flucht entzogen. Er weiß, daß er bei seiner Rückkehr dem Gesetze verfällt. Er ist dennoch gekommen und muß die Folgen tragen."

„Ich dächte, Sie wären lange genug im Amte, um zu wissen, wie oft der Buchstabe des Gesetzes der Nothwendigkeit des Augenblickes geopfert wird," sagte Raven mit steigernder Heftigkeit. „Weshalb ist der Flücht-

ling denn zurückgekehrt? Die öffentliche Stimme wird in der entschiedensten Weise Partei nehmen für den Mann, der in der Todesangst um das Leben seines einzigen Sohnes, in der Hoffnung, ihn durch seine ärztliche Kunst vielleicht noch zu retten, der eigenen Gefahr trotzte. Brunnow wird zum Märtyrer, dem die Sympathie des ganzen Landes gewiß ist. Glauben Sie, daß uns dergleichen erwünscht ist? Sie handelten auf einen rein persönlichen Verdacht hin. Sie werden sich wenig Dank damit in der Residenz verdienen."

Die Heftigkeit dieser Worte ließ sie fast beleidigend erscheinen, aber der Polizeidirector entgegnete ruhig und artig:

„Das müssen wir abwarten. Ich habe nach bestem Ermessen gehandelt und bedauere nur, daß meine Maßregel so wenig Beifall findet. Auf eine Mißbilligung Ihrerseits war ich am wenigsten gefaßt, denn gerade Sie, Excellenz, haben jene Zurückhaltung von Seiten der Regierung, jene Scheu vor Conflicten von jeher als Schwäche verurtheilt und zeigen es jetzt eben wieder der Stadt gegenüber, daß Sie nur von einem rücksichtslosen und energischen Vorgehen Erfolg erwarten."

Der Freiherr biß sich auf die Lippen. Er fühlte, daß er sich allzu weit habe fortreißen lassen, und fragte

abbrechend: „Doctor Brunnow hat sich also zu seinem Namen bekannt?“

„Ja. Er war allerdings sehr bestürzt, als man ihm die Verhaftung ankündigte, faßte sich aber bald wieder und leugnete nichts ab. Es wäre in diesem Falle auch nutzlos gewesen. Ich habe dafür gesorgt, daß sein Sohn für's Erste noch nichts von dem Vorfalle erfährt, wenigstens hat mir Hofrath Moser versprochen, zu schweigen. Der arme Hofrath! Er bekam beinahe einen Ohnmachtsanfall, als ich ihm entdeckte, wer der vorgebliche Doctor Franz sei. Er, der so ängstlich jede illoyale Berührung vermied, wird nun ganz ohne sein Verschulden in solche Beziehungen förmlich hineingerissen.“

„Ich hoffe wenigstens, daß Sie ihrem Gefangenen die möglichste Rücksicht angedeihen lassen,“ sagte Raven, ohne auf die letzten Worte zu achten. „Die Veranlassung zu seiner Rückkehr und die Aufopferung seines Sohnes für Ihre Beamten geben ihm den vollsten Anspruch darauf.“

„Ohne Zweifel,“ stimmte der Polizeidirector bei. „Doctor Brunnow wird sich über nichts zu beklagen haben. Er ist vorläufig in einem Zimmer des Stadtgefängnisses, und ich habe auch die Vorkehrungen zu

seiner Bewachung mit der größten Schonung getroffen. Streng muß diese Bewachung allerdings sein; es könnte sonst eine nochmalige Flucht oder — Befreiung versucht werden."

Raven's Auge heftete sich voll und finster auf das Gesicht seines Begleiters. Der leise Hohn, der um dessen Lippen spielte, sagte dem Freiherrn, daß seine Beziehungen zu dem ehemaligen Jugendfreunde kein Geheimniß mehr seien, und daß der Schlag nicht gegen Brunnow, sondern gegen ihn selber geführt wurde. Zu welchem Zwecke, das errieth er im Augenblicke noch nicht, aber der Polizeidirector war nicht der Mann, der sich einer Uebereilung schuldig machte oder Dinge unternahm, die ihm eine ernste Verantwortlichkeit auferlegten. Er wußte immer, was er that.

„Flucht! Befreiung!" wiederholte Raven mit Bitterkeit. „Dafür möchte es wohl zu spät sein."

„Ich hoffe das auch, will aber doch nicht die nöthige Vorsicht versäumen. Man kann nie wissen, wie weit die Verbindungen dieser Flüchtlinge reichen. — Das waren die Mittheilungen, um deren willen ich Sie aufsuchen wollte. Jetzt möchte ich Sie nicht länger in Anspruch nehmen. Wir kommen sogleich an meinem Bureau vorüber — darf ich bitten, dort anhalten zu

lassen? Es wartet wahrscheinlich wieder eine ganze Fluth von Geschäften auf mich.“

Nach kaum zehn Minuten hielt der Wagen vor dem Polizeibureau, und der Chef desselben verabschiedete sich in verbindlichster Weise von dem Freiherrn, der nach dem Schlosse weiterfuhr. Endlich waren ihm einige Minuten des Alleinseins vergönnt. Seit heute Morgen traf ihn Schlag auf Schlag. Erst der Brief des Ministers, dann die Eröffnung des Oberst Wilten, endlich die Nachricht von der Verhaftung Brunnow's. Die drohenden Anzeichen mehrten sich, und Rudolph's Prophezeiung war vielleicht ihrer Erfüllung näher, als er selbst glaubte. Der Boden unter dem Mächtigen begann zu wanken und zu weichen, und zum ersten Male blickte er von seiner schwindelnden Höhe nieder mit dem Gedanken, wie tief wohl der Sturz sein könne. Aber Arno Raven erbleichte nicht vor solchen Gedanken. Der stolze, energische Trotz in seinen Zügen zeigte, daß er nicht gesonnen war, der drohenden Gefahr auch nur einen Schritt zu weichen. Wenn sie auch jetzt von allen Seiten gegen ihn heranzog, er *wollte* nicht unterliegen, und mit diesem unbeugsamen Willen, dessen Macht sich so oft schon bewährt hatte, trat er auch jetzt dem Sturme entgegen.

Im Schloſſe war es einſam und öde geworden. Die Baronin Harder war mit ihrer Tochter nach der Reſidenz abgereiſt, und wenn die Dame ſelbſt mit ihren Launen, Anſprüchen und ſonſtigen wenig liebenswürdigen Eigenſchaften von der Dienerſchaft nicht vermißt wurde, ſo vermißte man um ſo mehr die junge Baroneß, der ſich die Herzen Aller zugewendet hatten. Mit ihr war der Sonnenſchein in das Haus gekommen. Sie hatte während der wenigen Monate, die ſie dort verweilte, Licht und Leben in die düſtere und todte Pracht jener Räume gebracht, ſelbſt der Freiherr war in dieſer Zeit um ſo Vieles milder und zugänglicher geweſen, daß man oft den ſtrengen Gebieter gar nicht wiedererkannte. Jetzt war Gabriele fort, ihr Zimmer verſchloſſen, und Jeder, von dem alten Haushofmeiſter an bis zum letzten Diener herab, fühlte die Leere, die zurückgeblieben war.

Freiherr von Raven allein ſchien die Abweſenden nicht zu vermiſſen, wenigſtens äußerte er niemals etwas darüber, und man wußte ja auch, daß er jetzt nicht viel Zeit hatte, ſich um Familienbeziehungen zu kümmern. Die Umgebung war es gewohnt, ihren Herrn ſtets ernſt, verſchloſſen und unberührt von äußeren Ereigniſſen zu ſehen, ſie ſah ihn auch jetzt nicht anders, und

doch wußte Jeder, welche Wetterwolken sich über seinem Haupte zusammenzogen. Das war längst kein Geheimniß mehr.

Die Unruhen in der Stadt hatten sich auch im Laufe der nächsten Wochen nicht wiederholt, und der Polizeidirector mit seinen Beamten war vollständig Herr der einzelnen Ausschreitungen geblieben, die noch hin und wieder vorkamen. Die schlimmeren Elemente der Bevölkerung waren eingeschüchtert, die besseren zur Besinnung gekommen. Die letzten Ereignisse hatten Jedem gezeigt, daß es auf diesem Wege nicht weiter gehen konnte und durfte. Der Bürgermeister zumal bot seinen ganzen Einfluß auf, um die Wiederkehr solcher Scenen zu verhindern. Er hatte nicht umsonst die Erfahrung gemacht, daß in dem Conflicte, wo er als erster Gegner dem Freiherrn gegenüberstand, die Zügel seinen Händen entglitten und der Streit durch das Hereindrängen wüster und gefährlicher Elemente in eine förmliche Revolte ausartete. Man hatte allseitig eine Warnung erhalten, und sie hatte gefruchtet. Aufgegeben war der Kampf deswegen freilich noch nicht; er wurde im Gegentheil nur nachdrücklicher, wenn auch ruhiger geführt, und die Stadt R. hatte die Genugthuung, daß er einen Widerhall in der Residenz, ja im ganzen Lande fand.

Die Flugschrift Winterfeld's hatte in der That ein ungeheures Aufsehen erregt und ging in ihrer Wirkung weit über die ursprüngliche Absicht hinaus, denn sie fand in den maßgebenden Kreisen einen Boden, wie es Niemand, am wenigsten der Assessor selbst, vorausgesetzt hatte.

Freiherr von Raven war in jenen Kreisen nichts weniger als beliebt. Ein Mann, der, wie er, sich aus den einfachsten bürgerlichen Verhältnissen zu einem der höchsten Staatsämter emporgeschwungen, mußte naturgemäß den Neid und das Uebelwollen derer wachrufen, die er überholte und so weit hinter sich zurückließ, und sein stolzes, gebieterisches Wesen, die Verachtung, mit der er überall Unfähigkeit oder Erbärmlichkeit bei Seite schob, dienten nicht dazu, ihn beliebter zu machen. Es gab in jenen Kreisen nur Allzuviele, die seine glänzende Laufbahn und die hohe Stellung, welche er gegenwärtig einnahm, als einen Raub an ihren eigenen Standesprivilegien betrachteten, die ihm die Art, wie er den vornehmsten Persönlichkeiten gegenübertrat, nicht verzeihen konnten und nur auf eine Gelegenheit warteten, dem verhaßten Emporkömmling die verdiente Demüthigung zu bereiten. Bisher war das Alles noch unschädlich an dem Freiherrn abgeglitten. Die Regierung

ſtützte ihn mit voller Macht, überhäufte ihn mit Ehren und Auszeichnungen und ſchwieg zu ſeinen Uebergriffen, die ihr keineswegs verborgen blieben. Sie bedurfte gerade für den Poſten in R. eines Vertreters, der mit ſo rückſichtsloſer Energie und eiſerner Conſequenz ihre Autorität geltend machte und die gährenden, gefährlichen Elemente der Provinz ſo unbedingt im Zaume zu halten wußte, wie Raven. Die Unentbehrlichkeit des Gouverneurs überwog all jene Einflüſſe, welche ſich gegen ihn geltend machten.

Aber die Zeiten hatten ſich geändert. Schon ſeit Jahresfriſt war ein Umſchwung eingetreten, der für die Stützen der bisherigen Regierung verhängnißvoll zu werden drohte. Ein Theil derſelben verſuchte einzulenken und der neuen Zeitſtrömung zu folgen; ein anderer machte ſich bereit, mit allen äußeren Ehren von dem Schauplatz abzutreten, auf dem die Rolle vorläufig ausgeſpielt war. Sie alle hatten Freunde und Verbindungen, die ihnen das ermöglichten — Arno Raven ſtand völlig allein da, und was er jemals an Haß und Feindſchaft wach gerufen, das erhob jetzt drohend gegen ihn das Haupt.

Zu jeder andern Zeit wäre eine Schrift, wie die Winterfeld's, unterdrückt worden und der Verfaſſer hätte

sie mit dem Verluste seiner Stellung büßen müssen; jetzt bemächtigte man sich mit Eifer dieses Angriffes als einer Waffe gegen den längst Gehaßten, und der junge Beamte, der den willkommenen Anlaß gegeben, wurde förmlich auf den Schild gehoben. Georg's Name, noch vor Kurzem ganz unbekannt und unbeachtet, war jetzt in Aller Munde; er selbst wurde aufgesucht, bevorzugt und bewundert wegen seines Muthes, das so kühn auszusprechen, was freilich Jeder gewußt hatte. Man fand, daß die Broschüre wahrhaft glänzend geschrieben sei, daß sie eine ungewöhnliche Fülle von Kenntnissen und Fähigkeiten verrathe und ein unbestechlich klares Urtheil voraussetze, und wirklich fehlte der Schrift alles, was sie zum Pamphlet hätte erniedrigen können. Die großen Eigenschaften des Gouverneurs wurden vollständig anerkannt; jedes Persönliche war auf das Strengste vermieden; die ganze Anklage stützte sich nur auf Thatsachen, aber diese Thatsachen wurden mit einer so unerbittlichen Klarheit und Schärfe beleuchtet und einer so vernichtenden Kritik unterzogen, daß eine Antwort darauf nothgedrungen erfolgen mußte.

Für die —sche Provinz und deren Hauptstadt war jene Flugschrift nun vollends, wie der Bürgermeister sich ausdrückte, der „Funke in's Pulverfaß" gewesen,

denn hier gab sie der allgemeinen Stimmung einen Ausdruck, wie er nicht schärfer und treffender gefunden werden konnte. Die lähmende Furcht und Scheu vor der Allmacht des Gouverneurs war jetzt gebrochen; man sah, daß auch er angreifbar und verwundbar sei, wie andere Sterbliche, und nun brach die langgenährte Erbitterung gegen ihn in einer wahrhaft zügellosen Weise hervor. Niemand dachte mehr daran, was die Stadt und die Provinz trotz alledem der mächtigen Thatkraft des Freiherrn verdankten. Auch nicht eine Stimme erhob sich, die daran erinnerte; der Haß gegen das despotische Regiment, unter dem man so lange geseufzt, hatte jetzt allein das Wort, und wie es gewöhnlich im Leben zu gehen pflegt, waren auch hier diejenigen, welche aus persönlichen Interessen sich bisher zu den Anhängern des Gouverneurs bekannt hatten, die ersten, welche den Stein auf ihn warfen, als dies unstrafbar geschehen konnte.

Ein Anderer würde wahrscheinlich gegangen sein und einen Platz verlassen haben, den zu behaupten kaum mehr möglich schien. In der That wurde es dem Freiherrn auch von der Residenz aus nahe gelegt, seine Entlassung zu nehmen, aber sein ganzer Stolz empörte sich dagegen, jetzt zu weichen, wo man ihn zum Weichen

zwingen wollte, und vor all den Anklagen und Angriffen, die man gegen ihn ſchleuderte, die Flucht zu nehmen. Er wußte, daß ſein Gehen in einem ſolchen Augenblick ein Unterliegen war. Jenen Andeutungen aus der Reſidenz gegenüber hatte er nur die hochmüthige Antwort, er ſei durchaus nicht geſonnen, dauernd zu bleiben, aber erſt wolle er den Kampf ausfechten, ſeine Gegner niederwerfen und ihre Angriffe zum Schweigen bringen, wie damals beim Antritt ſeines Poſtens in R., wo ſich ein ähnlicher Sturm gegen ihn entfeſſelte, dann werde er gehen — eher nicht! Vielleicht hätte der Freiherr weniger Starrſinn gezeigt, wenn nicht gerade der erſte Angriff, das erſte Signal zu dem allgemeinen Anſturm gegen ihn von Georg Winterfeld ausgegangen wäre. Der Gedanke, von dem Manne geſtürzt zu werden, den er von allen Menſchen am glühendſten haßte, weil er zwiſchen ihm und Gabriele ſtand, brachte Raven auf das Aeußerſte und raubte ihm ſogar ſeine ſonſt ſo klare Urtheilskraft.

Der Ausgang war freilich noch keineswegs entſchieden. Noch ſtand der Freiherr feſt und unerſchütterlich ſelbſt auf dem wankenden Boden. Er konnte ſich darauf berufen, daß Alles, was er gethan hatte, offen vor aller Welt, daß es mit Vollmacht der Regierung ge-

ſchehen war, und dieſe ſcheute ſich doch, den Mann, der ſo lange in ihrem Namen gehandelt hatte, ohne Weiteres fallen zu laſſen. Die von Raven ſo oft verurtheilte Schwäche und Halbheit zeigte ſich auch hier. Man hatte den Angriff gegen ihn zugelaſſen, ſogar begünſtigt, und als er ihm unerwartet Stand hielt, wagte man es weder den Angegriffenen preiszugeben, noch ihn zu ſtützen.

Jedenfalls nahm die Angelegenheit das allgemeine Intereſſe ſo vollſtändig in Anſpruch, daß alles Andere davor in den Hintergrund trat. Dies war auch theilweiſe mit der Verhaftung des Doctor Brunnow, der ſich noch immer im Stadtgefängniſſe von R. befand, der Fall, obgleich ſie nicht verfehlt hatte, ein peinliches Aufſehen zu erregen. Man wußte ja, daß das Geſetz die Ergreifung des zurückgekehrten Flüchtlings verlangte, aber man fand es trotzdem hart und grauſam, daß ein Vater, der an das Krankenbett ſeines Sohnes geeilt war, das im Kerker büßen ſollte, fand es um ſo härter, als jene Verurtheilung um ſo viele Jahre zurücklag.

Es war an einem Vormittage zu noch ziemlich früher Stunde, als der Polizeidirector ſelbſt bei dem Verhafteten erſchien. Seine Haltung und Begrüßung hatten jedoch durchaus nichts Amtliches; ſie waren

höflich und zuvorkommend, als handele es sich um einen einfachen Besuch.

„Ich komme, Herr Doctor, um Ihnen den Besuch Ihres Sohnes anzukündigen," begann er. „Sie hatten ja regelmäßige Nachrichten über sein Befinden und wissen, daß er weit genug hergestellt ist, um ohne jede Gefahr den Ausgang unternehmen zu können. Er wird um zwölf Uhr bei Ihnen sein. Ich wollte es mir nicht versagen, Ihnen das selbst mitzutheilen."

„Sie sind in der That sehr gütig," entgegnete Brunnow gleichfalls höflich, aber etwas einsilbig und mit offenbarer Zurückhaltung.

„Ich wünschte mich gleichzeitig zu überzeugen, ob meine Anordnungen auch in vollem Maße erfüllt worden sind," fuhr der Polizeidirector fort. „Es ist Ihnen doch jede Erleichterung gewährt worden, welche die Haft nur irgend zuließ? Oder haben Sie sich über irgend etwas zu beklagen?"

„Durchaus nicht! Es wäre mir im Gegentheil interessant, zu erfahren, wem ich die ganz ungewöhnliche Rücksicht und Schonung verdanke, die mir vom ersten Augenblicke meiner Gefangenschaft an zu Theil geworden ist."

„Nun, doch wohl zunächst der eigenthümlichen Ver-

anlassung zu Ihrer Rückkehr. Man ehrt die Sorge des Vaters um den Sohn."

„Sollte das der alleinige Grund sein?" fragte der Doctor mit einem forschenden Blick. „Ich weiß von meinem früheren Aufenthalte in den Staatsgefängnissen her, wie wenig solche persönliche Rücksichten dort maßgebend sind. Ich hatte Gelegenheit, ganz andere und schlimmere Erfahrungen zu machen."

„Das hat sich geändert," meinte der Polizeichef unbefangen, ohne den bitteren Ton bemerken zu wollen. „Es liegt eine ganze Reihe von Jahren zwischen dem Damals und dem Jetzt, und eben diese Jahre dürften auch eine günstige Rückwirkung auf Ihr Schicksal selbst äußern."

„Ich wußte, was ich bei meiner Rückkehr wagte, und mache mir keine Illusionen über mein Schicksal," fiel Brunnow beinahe schroff ein. „Sie sind vermuthlich gekommen, um mir anzukündigen, daß ich mich zur Abführung nach der Festung bereit halten soll?"

„Sie irren, es ist noch nichts darüber bestimmt. Das befremdet Sie? Es ist allerdings auffallend, daß man so lange mit der Entscheidung zögert, ich halte es aber für ein günstiges Zeichen. Ich möchte Ihnen keine voreiligen Hoffnungen erwecken, aber es wäre immerhin

möglich, daß man mit Rücksicht auf die ganz besonderen Umstände Sie amnestirte."

Brunnow richtete sich mit größter Lebhaftigkeit auf. „Sie meinen —?"

„Es ist das vorläufig nur meine persönliche Ansicht," beeilte sich der Andere hinzuzusetzen. „Ich glaube aber, daß an entscheidender Stelle die Stimmung für Sie eine durchaus günstige ist. Es käme vielleicht nur darauf an, daß Sie auch Ihrerseits die geeigneten Schritte thäten. Ich bin überzeugt, daß ein Begnadigungsgesuch nicht zurückgewiesen würde, wenn Sie sich dazu entschließen könnten."

„Nein!" sagte Brunnow mit vollkommener Festigkeit.

„Herr Doctor, bedenken Sie, es handelt sich um Ihre Freiheit. Sie hängt vielleicht an einem einzigen Worte Ihrerseits!"

„Gleichviel, ich bettele nicht um Gnade. Dieses Wort wäre das Eingeständniß einer Schuld, die ich nicht anerkenne, und selbst um meiner Freiheit willen opfere ich nicht die Grundsätze meines Lebens. Mag man mich begnadigen oder nicht, ich werde niemals darum bitten."

Der Polizeidirector verwünschte innerlich den „hochmüthigen Starrkopf dieses alten Demagogen". Ein

Begnadigungsgesuch desselben wäre so unendlich gelegen gekommen für die Concession, die man nun einmal entschlossen war der öffentlichen Meinung zu machen, aber es war leider nicht zu erreichen. Der erste Theil der Mission war gescheitert, und der Herr Director ging nunmehr zu dem zweiten über. Er gab sich auch hier natürlich nicht die Miene, im Auftrage zu sprechen, sondern hielt den Ton eines ganz absichtslosen Privatgespräches fest.

„Das hängt allerdings von Ihnen allein ab," nahm er wieder das Wort. „Sie erschweren aber dadurch Ihren Freunden, für Sie thätig zu sein, und es werden doch ganz ungewöhnliche Anstrengungen zu Ihren Gunsten gemacht."

„Von wem?" fragte der Doctor auf das Aeußerste befremdet. „Ich habe keine Freunde, die in Regierungskreisen auch nur den mindesten Einfluß besitzen."

„Vielleicht bessere, als Sie glauben. Sollten Sie es wirklich nicht wissen, daß der Gouverneur selbst Alles aufbietet, um Ihre Begnadigung zu erlangen?"

„Arno Raven — so?" fragte Brunnow langsam.

„Ja, der Freiherr von Raven. Er war es auch, der mir, als ich ihm die Nachricht Ihrer Verhaftung brachte, die größte Rücksicht gegen Sie zur Pflicht machte."

Brunnow schwieg. Der Polizeidirector, der vergebens auf eine Antwort wartete, fuhr nach einer kurzen Pause fort:

„Er scheint sich noch immer für Sie zu interessiren. Es ist freilich natürlich, daß ihm das Schicksal des einstigen Jugendfreundes nicht gleichgültig ist.“

Der Doctor blickte finster auf. „Weiß man das hier schon? Seine Excellenz der Gouverneur hat doch schwerlich davon gesprochen.“

„Er selbst allerdings nicht. Sie werden es wohl begreiflich finden, daß ein Mann in der Stellung des Freiherrn nicht öffentlich Jugendbeziehungen eingestehen kann, die einen so schroffen Gegensatz zu seiner eigenen Lebensrichtung bilden.“

„Zu seiner *späteren* Lebensrichtung, meinen Sie;“ die Stimme Brunnow's klang scharf und hohnvoll. „Mit der früheren waren jene Beziehungen allerdings mehr im Einklange.“

„Sie wollen doch nicht etwa behaupten, Herr von Raven habe jene Bestrebungen gekannt, die Sie auf die Anklagebank führten?“ fragte der Polizeidirector mit einem Lächeln, das darauf berechnet war zu reizen, und diesen Zweck auch erreichte, denn Brunnow begann sichtlich erregt zu werden.

„Ich behaupte nicht allein, daß er sie gekannt, sondern daß er sie im vollsten Maße getheilt hat," entgegnete er heftig.

„Ja, ich erinnere mich, er wurde damals auch verdächtigt," warf der Andere mit demselben ungläubigen Lächeln hin. „Aber das war Verleumdung. Es gelang dem Freiherrn, sich vollständig von dem Verdachte zu reinigen, denn er wurde in Freiheit gesetzt und erhielt sogar eine Genugthuung für die unschuldig erlittene Haft, die Stelle als Secretär des Ministers."

„Als Preis seines Verrathes!" brach der Doctor aus, der keine Ahnung davon hatte, daß man ihn planmäßig in eine immer größere Gereiztheit und Erbitterung hineintrieb, und der es nicht vermochte, länger an sich zu halten. „Es war die erste Stufe jener Leiter, auf welcher er zu seiner jetzigen Höhe emporstieg. Er erkaufte sie mit dem Fall seiner Freunde, mit dem Verrath an seiner Ueberzeugung und seiner Ehre."

„Herr Doctor, mäßigen Sie sich!" ermahnte der Polizeichef mit entrüsteter Miene. „Das ist ja eine furchtbare Beschuldigung, die Sie gegen den Gouverneur schleudern. Es kann nur ein Irrthum oder eine Unwahrheit sein."

„Eine Unwahrheit?" rief Brunnow, in vollster

Leidenschaft auflodernd. „Ich sage Ihnen, daß es die Wahrheit ist, aber Sie halten natürlich den Freiherrn von Raven dessen nicht fähig. Sie halten mich eher für einen Lügner, einen Verleumder.“

„Ich habe nichts dergleichen andeuten wollen, aber ich möchte doch ernstlich daran zweifeln, daß Sie es wagen würden, das eben Geäußerte vor Anderen zu wiederholen.“

„Ich würde es nöthigenfalls vor der ganzen Welt wiederholen. Ich würde es Raven selbst in's Antlitz schleudern, wie ich das schon einmal that, als —“ Brunnow hielt plötzlich inne, die gar zu lebhafte Spannung auf dem Gesichte seines Zuhörers brachte ihn zur Besinnung. Er vollendete den Satz nicht, sondern wendete sich unmuthig ab.

„Sie wollten sagen —“ half der Polizeidirector ein.

„Nichts, gar nichts!“ war die störrische Antwort.

„Ich begreife Sie wirklich nicht. Wenn die Sache sich so verhält, so haben Sie doch nicht den mindesten Grund, den Gouverneur zu schonen.“

„Ich schone ihn nicht,“ sagte Brunnow finster, „aber ich will an dem, den ich einst Freund genannt habe, nicht zum Denuncianten werden. Wenn ich diese Waffen überhaupt gegen ihn hätte brauchen wollen, so wäre es

längſt geſchehen. Sie treffen ſicherer und tödtlicher als der Angriff eines Winterfeld, denn ſie ſind in Gift getaucht — aber eben deshalb iſt es nicht meine Art ſie zu führen."

„Das iſt ohne Zweifel ſehr edel gedacht, außerordentlich edel, aber ich meine doch —"

„Ich bitte, berühren wir die Sache nicht weiter!" unterbrach der Doctor den Sprechenden. „Wozu dieſe längſtvergangenen Dinge an das Tageslicht ziehen? Mögen ſie begraben bleiben!"

Dieſes plötzliche Abbrechen war nun allerdings nicht nach dem Sinne des Polizeidirectors. Er hätte gern das Geſpräch fortgeſetzt, ſah aber, daß man ihm nicht ferner Rede ſtehen werde. Die Hauptſache war jedoch erreicht, er wußte, was er wiſſen wollte, und deshalb koſtete es ihn keine allzugroße Ueberwindung, auf andere Dinge überzugehen und ſich alsdann zu verabſchieden. Brunnow blickte ihm unruhig nach. „Kam er wirklich nur, um mich zu dem Begnadigungsgeſuch zu veranlaſſen?" ſagte er halblaut, „oder fand das Verhör Raven's wegen ſtatt? Ich fürchte es beinahe; das geſpannte Aufhorchen dieſes Polizeimenſchen war mir verdächtig. Ich wollte, ich hätte mich ihm gegenüber nicht ſo fortreißen laſſen."

In den Straßen der Residenz wogte trotz der Abendstunde und der unfreundlichen Herbstwitterung noch das unruhige, rastlose Treiben der Großstadt. Die Wagen rollten und jagten nach den verschiedensten Richtungen hin, die Fußgänger drängten sich auf den Trottoirs und an den hellerleuchteten Kaufläden, und nur in den vornehmeren Stadtvierteln, die abseits von den eigentlichen Haupt- und Verkehrsstraßen lagen, herrschte Ruhe und Stille.

In dem Zimmer, das sie gegenwärtig im Selteneck'schen Hause bewohnte, saß Gabriele Harder allein und ganz jenem trüben Nachdenken hingegeben, das ihr jetzt so oft nahte und aus dem übermüthigen, lebensprühenden Mädchen eine völlige Träumerin zu machen drohte. Sie war bereits in voller Toilette, da man heute Abend in die Oper fahren wollte, aber sie dachte offenbar nicht daran und zerdrückte, in einen Fauteuil geschmiegt, achtlos die Spitzen ihres Kleides.

Wenn irgend etwas Gabriele hätte zerstreuen können, so wäre es dieser Aufenthalt in der Residenz gewesen, wo sie und ihre Mutter mit großer Liebenswürdigkeit empfangen wurden. Die Gräfin Selteneck war eine intime Freundin der Baronin; sie hatte früher viel im Harder'schen Hause verkehrt und war auch nach dem

Tode des Barons mit dessen Wittwe in stetem Briefwechsel geblieben. Das Wiedersehen war für beide Damen ein gleich großes Vergnügen, und die Gräfin, die selbst keine Kinder besaß, verwöhnte und verzog die reizende Tochter ihrer Freundin in jeder nur möglichen Art.

Die Baronin hatte erst hier von dem gegen Raven geschleuderten Angriffe erfahren, aber sie war viel zu oberflächlich, um den Ernst und die Bedeutung der Sache zu würdigen, die in ihren Augen eine vorübergehende Verdrießlichkeit war, wie etwa die Rebellion in R. Es fiel ihr nicht im Entferntesten ein, daß die Stellung des Freiherrn dadurch bedroht werden könnte; seine Angelegenheiten interessirten sie überhaupt nur insofern, als ihre eigene Zukunft dabei in Frage kam. Frau von Harder hegte bekanntlich nicht die mindeste Sympathie für ihren Schwager, sie fürchtete ihn höchstens. Allerdings war sie empört über die „Unverschämtheit" dieses Winterfeld, in dessen Benehmen sie nur einen Act persönlicher Rache für die empfangene Zurückweisung sah, aber sie zweifelte nicht daran, daß der Freiherr dem Verwegenen die verdiente Züchtigung werde zu Theil werden lassen. Im Uebrigen sah sie keine Veranlassung, sich mit diesen unerquicklichen Dingen

zu plagen, die jedenfalls längst abgethan waren, wenn man nach Hause zurückkehrte. Die Herbstmoden, die Soiréen und Opernvorstellungen waren weit interessanter.

Daß ihre Tochter es nicht wagen würde, nach der Beleidigung, die Assessor Winterfeld dem Freiherrn zugefügt hatte, die Beziehungen zu dem Ersteren wieder anzuknüpfen, galt der Baronin als ausgemacht. Ihre Sorge richtete sich nur darauf, eine zufällige Begegnung zwischen den Beiden zu verhindern, was in der That nicht schwer war. Georg verkehrte nicht in den Seltenecк'schen Kreisen, und Gabriele war sich hier in den fremden Umgebungen nie allein überlassen. Sie hatte auch wirklich keinen Versuch gemacht, dem jungen Manne Nachricht von ihrem Hiersein zu geben, bebte sie ja doch selbst vor diesem Wiedersehen zurück. Wie sollte sie Georg entgegen treten, mit der Liebe zu einem Andern im Herzen! Was sich auch in der letzten Zeit zwischen sie und Arno gedrängt hatte, selbst seine Härte und Ungerechtigkeit vermochten es nicht, sein Bild zu bannen, und der Gedanke an die Gefahr, die ihn bedrohte, hob dieses Bild nur immer deutlicher hervor. Gabriele konnte besser als ihre Mutter die ganze Tragweite jenes Angriffs ermessen; sie folgte schon seit Wochen mit fieberhaftem Interesse der Entwickelung. Sie, die

ſonſt kaum einen Blick in die Zeitungen that, ſuchte jetzt nach jeder Notiz, haſchte im Geſpräch nach jeder Bemerkung, die den Freiherrn betraf.

Winterfeld's Schrift mit ihren Anklagen entrollte auch dem jungen Mädchen das wahre Bild Raven's, das ſie in jedem Zuge anerkennen mußte, enthüllte ihr all die Schattenſeiten ſeines Charakters, und dem gegenüber erhob ſich Georg's Geſtalt, ſo rein, ſo feſt und edel in der muthigen Aufopferung einer ganzen Zukunft für das, was ihm Pflicht und Gewiſſen hieß — aber was half das alles! Die ganze Seele Gabrielens flog dem finſteren, deſpotiſchen Manne zu, ſtand an ſeiner Seite im Kampfe, bangte und ängſtigte ſich um ſeinetwillen, und gegen Georg regte ſich ein Gefühl der Erbitterung, denn er war es ja geweſen, der den Geliebten angegriffen und beleidigt hatte.

Der Schlag der Uhr auf dem Kamin weckte Gabriele aus ihren Träumereien und erinnerte ſie daran, daß es Zeit ſei, ſich für die beabſichtigte Fahrt nach dem Theater fertig zu machen. Sie warf das Spitzentuch um, zog die Handſchuhe an und ging nach dem Salon hinüber, wo ſich ihre Mutter bereits mit der Gräfin Selteneck befand.

Die Gräfin ſtand ungefähr in dem gleichen Alter

wie die Baronin, sah aber bedeutend jünger aus als diese, vielleicht gerade deshalb, weil sie sich nicht so ängstlich Mühe gab, noch die jugendliche Frau herauszukehren. Ohne schön zu sein, fesselte sie doch durch eine angenehme Erscheinung und ein klares bestimmtes Wesen. Beide Damen waren schon in voller Abendtoilette.

„Ich begreife es," sagte die Gräfin, „wie sehr Du unter dem Zwange der Verhältnisse im Hause Deines Schwagers leidest, Mathilde, aber was thut man nicht um seines Kindes willen! Gabrielens ganze Zukunft liegt doch nun einmal in seinen Händen, und sie wird als seine Erbin dereinst über ein beinahe fürstliches Vermögen verfügen. Raven hat Dir doch bestimmte Versprechungen in dieser Hinsicht gegeben?"

„Jawohl," versetzte die Baronin. „Es geschah schon bei meiner Ankunft in seinem Hause, aber ich fürchte, dieser unglückselige Zwischenfall mit dem Assessor Winterfeld stellt das alles wieder in Frage."

„Der Assessor," meinte die Gräfin, „ist eine überaus gewinnende Erscheinung. Ich sagte Dir ja, daß ich ihn vor einigen Wochen auf einer Soirée kennen lernte, wo er, die Wahrheit zu sagen, den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses bildete."

„Der Aſſeſſor Winterfeld?“ fragte die Baronin, halb ungläubig, halb verächtlich.

„Allerdings. Er iſt ja gewiſſermaßen eine Berühmtheit geworden und wird im Miniſterium außerordentlich protegirt. Man zieht ihn in die beſten Kreiſe und begegnet ihm überall mit Auszeichnung.“

„Aber das iſt ja unerhört,“ rief Frau von Harder. „Man iſt doch verpflichtet, die Beleidigung des Gouverneurs von R. zu ſtrafen, und kann unmöglich den Beleidiger auszeichnen.“

Es geſchieht aber dennoch — und wie ich fürchte, abſichtlich, aus Oppoſition gegen den Freiherrn. — Ich ſehe überhaupt nicht ein, Mathilde, weshalb Dir und Deinem Schwager der Antrag des Aſſeſſors ſo unerhört erſchien. Statt ihn abzuweiſen und ihn dadurch zu dieſem verzweifelten Schritte zu treiben, hättet Ihr ihm Hoffnung geben ſollen.“

„Hoffnung geben?“ wiederholte die Baronin. „Ich bitte Dich, Thereſe — er iſt ja bürgerlich.“

„Das iſt kein unüberſteigliches Hinderniß,“ erklärte die Gräfin, die ſich als weltkluge, praktiſche Frau ſehr wenig von Standesvorurtheilen beeinfluſſen ließ und offenbar ganz von der Perſönlichkeit Georg's eingenommen war. „Wozu giebt es denn Adelsdiplome?

Raven war auch bürgerlich, als Deine Schweſter ſich mit ihm verlobte.“

„Das war ein Ausnahmefall, und Aſſeſſor Winterfeld —“

„Wird eine ganz ähnliche Carrière machen. Sieh mich nicht ſo erſtaunt an! Ich ſpreche nur die allgemeine Annahme aus. Nach jenem allerdings ſehr kühnen Schritte, der die Augen des ganzen Landes auf ihn gerichtet hat, darf er nicht mehr fürchten, überſehen zu werden. Hätte er ſich nun vollends noch mit einer altariſtokratiſchen Familie, wie es die Deinige iſt, verbunden, ſo fehlte ihm nichts mehr auf dem Wege zu einer Höhe, wie Freiherr von Raven ſie erreichte.“

Frau von Harder war ſehr nachdenkend geworden. Sie war gewohnt, ſich dem Urtheil der ihr geiſtig überlegenen Freundin unterzuordnen, und nach deren Schilderung erſchien ihr Winterfeld in einem ganz anderen Lichte. Es fehlte nicht viel, ſo regte ſich wieder die Vorliebe, die ſie im Anfange der Bekanntſchaft für Georg hegte.

Der Eintritt des Grafen Selteneck machte dem Geſpräch ein Ende. Er wollte die Damen nach der Oper begleiten, hatte aber noch einen Beſuch gemacht, von dem er jetzt erſt zurückkehrte. Man begrüßte ſich

und tauschte einige gleichgültige Fragen und Erwiderungen aus. Die Gräfin meinte, daß es nun wohl Zeit sein dürfte, aufzubrechen, und wollte nach dem Wagen klingeln, aber ihr Gemahl hielt sie zurück.

„Einen Augenblick, Thereſe!“ ſagte er leichthin. „Ich möchte vorher noch eine Kleinigkeit mit Dir beſprechen. Die Frau Baronin entſchuldigt uns wohl auf einige Minuten.“

Die Baronin bat, ſich ihretwegen nicht ſtören zu laſſen, und der Graf trat mit ſeiner Frau in das Nebenzimmer.

„Was iſt denn vorgefallen?“ fragte dieſe unruhig.

„Ich habe Nachrichten erhalten,“ entgegnete der Graf halblaut, „die Frau von Harder ſehr peinlich berühren werden. Sie betreffen ihren Schwager, den Freiherrn von Raven.“

Er hatte die Thür nach dem Salon geſchloſſen, aber das Zimmer hatte noch einen zweiten Ausgang, der nur durch eine Portière verdeckt war. Die Sprechenden blieben in unmittelbarer Nähe deſſelben ſtehen, gerade in dem Augenblicke, wo Gabriele eintreten wollte, um ſich nach dem Salon zu begeben. Sie vernahm die letzten Worte und den Namen des Freiherrn, und das war genug, ſie unbeweglich an den Platz zu feſſeln,

wo sie stand. Hinter der Portière verborgen, lauschte sie athemlos.

„Der Gouverneur hat doch nicht etwa seine Entlassung genommen?“ fragte die Gräfin.

„Davon ist jetzt nicht mehr die Rede,“ sagte Seltenec. „Dann theilte er das Schicksal mancher hohen Staatsbeamten, die nur zeitweise vom Schauplatz abtreten. Was ich soeben bei meinem Bruder hörte, ist so ernster Natur; daß, wenn es sich bestätigt — und es stammt direct aus dem Ministerium — der Freiherr ein für alle Mal unmöglich geworden ist.“

Die Gräfin sah ihren Gemahl erschrocken an; er fuhr in gedämpftem, aber für Gabriele deutlich vernehmbarem Tone fort:

„Die erste Zeitung von R. hat einen Artikel gebracht, der eine geradezu vernichtende Anklage gegen den Gouverneur enthält. Man sprach wohl hin und wieder davon, daß auch Raven nicht ganz unbetheiligt an der früheren revolutionären Bewegung gewesen sei, aber wie Viele haben sich damals nicht fortreißen lassen! Das sind Jugendextravaganzen, auf die man kein Gewicht legt, wenn sie bloße Ideen bleiben. In jenem Artikel wird aber behauptet, der Freiherr sei ein Mitglied, ja einer der Führer jener Verbindung gewesen,

deren Haupt man in dem Doctor Brunnow — demſelben, deſſen Wiederverhaftung kürzlich ſo großes Aufſehen machte — verurtheilt zu haben glaubte. Es wird behauptet, Raven habe in der ehrloſeſten Weiſe ſeine Freunde verrathen und die ſämmtlichen Papiere und Beweismittel ausgeliefert; ſeine Anſtellung im Miniſterium ſei der Preis dieſer Infamie geweſen. Die Beſchuldigung iſt mit einer Beſtimmtheit und Rückſichtsloſigkeit ausgeſprochen worden, die kaum noch daran zweifeln läßt, und man beruft ſich auf das Zeugniß Brunnow's ſelbſt."

„Und was hat Raven geantwortet?" fiel die Gräfin haſtig ein.

„Er erklärte Alles für Lüge — das gebietet ihm einfach die Pflicht der Selbſterhaltung, von Gegenbeweiſen aber verlautet noch nichts. Gelingt es ihm nicht, die Sache aufzuklären und ſich von dem Verdachte zu reinigen, ſo iſt ſeine Rolle ausgeſpielt."

„Die arme Mathilde!" rief die Gräfin.

Der Graf zuckte die Achſeln. „Wollen wir ihr die Vorgänge einſtweilen noch verſchweigen?"

„Unmöglich! Sie erfährt ſie morgen durch die Zeitungen. Man muß ihr Alles ſagen."

Beide kamen überein, die beabſichtigte Fahrt nach

der Oper aufzugeben, und kehrten in den Salon zurück. Gabrielens Antlitz war geisterbleich, als sie ihren Platz verließ und in ihr Zimmer zurückkehrte. Sie täuschte sich keinen Augenblick über die wahre Bedeutung des eben Gehörten. Der Instinct der Liebe lehrte sie den Charakter Raven's besser beurtheilen, als es der erfahrenste Menschenkenner vermocht hätte. Sie wußte, daß der Freiherr jedem Kampfe, jedem Schicksalsschlage gewachsen war, nur dem Einen nicht, das sich Schande und Demüthigung nannte, und gerade dieses Eine hatte man jetzt über ihn heraufbeschworen.

Während die Gräfin Selteneck der Baronin die peinliche Neuigkeit mittheilte, warf das junge Mädchen am Schreibtische mit fieberhafter Eile einige Zeilen auf das Papier. Es waren nur wenige Worte, und die Adresse lautete an den Assessor Winterfeld. Der Brief fand ihn sicher im Ministerium. Er enthielt nichts weiter, als die Nachricht von ihrem Hiersein, die Bitte, sie morgen im Selteneck'schen Hause aufzusuchen — kein Wort weiter. — —

Am Nachmittage des nächsten Tages stand Georg Winterfeld in dem Salon der Gräfin. Gabriele trat auch schon nach wenigen Minuten ein, und Georg eilte ihr mit stürmischer Freude entgegen.

„Gabriele, meine Gabriele, endlich ſehen wir uns wieder.“

Er fühlte in ſeinem Entzücken gar nicht, daß ihre Hand regungslos in der ſeinigen lag, ohne deren Druck zu erwidern, und daß die ganze Antwort auf ſeine zärtliche Begrüßung nur in einem matten, traurigen Lächeln beſtand. Er fuhr in derſelben freudigen Erregung fort:

„Aber was bedeutet das Alles? Ich glaubte Dich noch in R. und erfahre jetzt erſt, daß Du hier in der Reſidenz, in meiner Nähe weilſt. Und wie ſoll ich mir den Brief erklären, der mich zu Dir ruft? Weiß Deine Mutter von dieſer Einladung?“

„Nein,“ ſagte Gabriele mit ungewohnter Entſchiedenheit. „Sie iſt mit der Gräfin Selteneck ausgefahren. Bei ihrer Rückkehr werde ich ihr aber mittheilen, daß und warum ich Dich hergerufen habe. Sie würde dieſe Unterredung nicht geſtattet haben, und ich mußte Dich ſprechen.“

Georg ſah ſie ein wenig erſtaunt an. Ein ſolcher entſchloſſener Schritt war ſonſt Gabrielens Sache nicht.

„Auch ich ſehnte mich unendlich, Dich zu ſprechen,“ erwiderte er. „Es war mir nicht möglich, Dir Nachricht zu geben. Ich kann und darf keine Beziehungen

mit dem Hause des Gouverneurs unterhalten, am wenigsten gegen seinen Willen. Du weißt ja, wie ich ihm jetzt gegenüberstehe."

„Ich habe es von — Anderen hören müssen. Du gingst von mir mit dunklen Andeutungen, die ich kaum verstand. Du ließest die Wahrheit ganz unvorbereitet über mich hereinbrechen."

Georg verstand den Vorwurf. „Verzeih!" bat er innig. „Es geschah einzig und allein um Deinetwillen. Ich durfte Dich nicht zur Mitwisserin eines Vorhabens machen, das gegen den Mann gerichtet war, in dessen Hause, unter dessen Schutze Du lebst. Zürnst Du mir deswegen? Du ahnst nicht, wie viele Kämpfe ich mit mir selbst zu bestehen hatte, ehe ich mich zu diesem Schritte entschloß."

„Er hat Dir ja Glück gebracht —" die Stimme des jungen Mädchens hatte einen seltsamen, beinahe hohnvollen Klang — „er hob Dich mit einem Schlage aus der Verborgenheit empor: Dein Name wird jetzt überall genannt."

Das schöne, ernste Antlitz Winterfeld's verdüsterte sich. „Es drückt mich schwer genug, daß es durch eine solche Veranlassung geschieht. Ich hatte auf dieſen Erfolg am wenigsten gerechnet. Oder zweifelst Du an

dem, was ich Dir bei unſerer Trennung ſagte? Du weißt, Gabriele, daß kein perſönliches Rachegefühl gegen den Freiherrn mich antrieb und daß jene Schrift entſtand, ehe wir uns kannten? Ich war darauf gefaßt, daß ſie mir verhängnißvoll werden würde, denn ich kannte den Gegner, der mich reizte. Meine Stellung, meine ganze Zukunft vielleicht ſtanden auf dem Spiele, aber es galt, die tyranniſche Macht eines Mannes zu brechen, an den ſich Niemand wagte. Ich wagte es und war bereit, die Folgen zu tragen, doch wenn je eine Sache eine unerwartete Wendung nahm, ſo war es dieſe. Ich wurde von allen Seiten gedeckt und geſtützt, und der Gouverneur wurde preisgegeben. Ich hatte keine Ahnung davon, welche mächtige Strömung gerade in den Kreiſen, die ich am meiſten fürchtete, mein Auftreten begünſtigte."

Er hatte klar und ruhig geſprochen, aber in ſeinem Auge lag eine unruhige und ſchmerzliche Frage, welche die Lippen verſchwiegen. Er konnte ſich in das Weſen der Geliebten nicht finden; ſie ſtand ihm ſo fremd, ſo kalt gegenüber, ohne ein Zeichen der Theilnahme. Kein Wort der Zärtlichkeit fiel bei dieſem Wiederſehen nach wochenlanger Trennung; ſtatt deſſen wurden Dinge erörtert, die Gabrielen einſt unendlich fern lagen und jetzt

ihr alleiniges Intereſſe zu feſſeln ſchienen. Was war mit ihr vorgegangen?

„Noch eine Frage, Georg!“ nahm ſie wieder das Wort. „Jener letzte Angriff, jene ſchändliche Verleumdung, welche die Zeitungen brachten — haſt Du irgend einen Antheil daran.“

„Nein, die plötzliche Enthüllung überraſchte mich nicht weniger als Andere, und ich weiß nicht, von wem ſie ſtammt. Ich kämpfe nicht mit anonymen Beſchuldigungen, die ſich an eine längſt entſchwundene Vergangenheit heften. Wenn ich jene Thatſache für meine Schrift hätte verwerthen wollen, ſo wäre der Sturz des Gouverneurs längſt entſchieden, denn ich kannte ſie ſchon ſeit Monaten.

„Die Thatſache?“ fuhr Gabriele auf. „Es iſt eine Lüge. Wie kannſt Du nur einen Augenblick daran zweifeln?“

„Es iſt Thatſache,“ ſagte der junge Mann ernſt. „Ich weiß ſie aus dem Munde eines Mannes, dem es ſchwer genug wurde, als Ankläger gegen ſeinen einſtigen Freund aufzutreten. Es iſt der Vater Max Brunnow's.“

„Und ich ſage Dir dennoch: es iſt Verleumdung,“ rief Gabriele mit flammenden Augen. „Arno kann keine Ehrloſigkeit begehen und hat ſie nicht begangen.

Er erklärt es für eine Lüge; folglich ist es eine Lüge, und wenn die ganze Welt ihn anklagt, ich glaube ihm allein."

„Arno? — Du glaubst ihm allein?" wiederholte Georg langsam. „Was — was soll das heißen?"

„Alles verläßt ihn jetzt," fuhr Gabriele in ausbrechender Leidenschaft fort, „Alles stürmt auf ihn ein. So lange er hoch und mächtig dastand, wagte es Niemand, ihn anzurühren, aber seit Du das Signal zum Angriff gegeben hast, wird er von allen Seiten verfolgt und zum Untergange gehetzt. Und wenn er trotz alledem Stand hält, so greift man zu dem letzten Mittel und verwundet ihn tödtlich an seiner Ehre. O, ich weiß nur zu gut, weshalb er mich fortsandte. Er ahnte, was bevorstand; er wollte allein sein in seinem Sturze."

Georg war todtenbleich geworden; sein Auge haftete starr und angstvoll auf dem Gesichte des glühend erregten Mädchens. Diese Heftigkeit verrieth zu viel, und das Herz des jungen Mannes zog sich krampfhaft zusammen. Er ahnte den Tod seines Glückes.

„Was ist zwischen Dir und dem Freiherrn vorgegangen?" fragte er. „So vertheidigt man nicht einen Vormund, einen Verwandten; so hättest Du von mir sprechen müssen, wenn mich eine Gefahr bedrohte. Was

iſt geſchehen während unſerer Trennung? Gabriele — nein, es iſt unmöglich — Du kannſt dieſen Raben nicht lieben.“

Sie gab keine Antwort, aber ſie ſank auf den Seſſel und brach, das Geſicht in den Händen verbergend, in lautes Weinen aus. Einige Minuten lang herrſchte ein banges Schweigen, das nur von dem Schluchzen Gabrielens unterbrochen wurde. Georg ſtand regungslos da; er bedurfte keiner anderen Antwort, aber die Entdeckung kam zu jäh, zu unerwartet.

„Du liebſt ihn alſo,“ ſagte er endlich tonlos. „Und er — jetzt begreife ich ſeinen Haß gegen mich, ſeine wilde Gereiztheit, als er meine Liebe entdeckte. Darum alſo riß er uns ſo unerbittlich von einander; darum nahm er mir jede Hoffnung auf Deinen Beſitz. Daß er mir auch Deine Liebe nehmen würde, das — habe ich nicht geglaubt.“

Gabriele trocknete ihre Thränen und richtete ſich empor. „Verzeih' mir, Georg! Ich fühle die ganze Schwere meines Unrechtes gegen Dich, aber ich kann nicht anders. Ich habe die Liebe nicht gekannt, als ich Dir mein Wort gab; ich lernte ſie erſt kennen, als Arno mir entgegentrat, und jetzt wäre es Verrath gegen Dich, wollte ich Dir noch länger die Wahrheit ver-

ſchweigen. Ich habe gekämpft, ſo lange der Kampf überhaupt möglich war; noch geſtern ſchwankte und zweifelte ich, da kam jene Nachricht, und da war es vorbei mit jedem Zweifel. Ich weiß jetzt, wo allein mein Platz iſt, und werde ihn behaupten, aber zuvor mußteſt Du Alles wiſſen. Gieb mir mein Wort zurück! Ich bitte Dich — ich kann es Dir nicht halten.“

Der junge Mann ſtand im heftigſten Kampfe da.

„Haſt Du mich gerufen, um mir das zu ſagen?“ fragte er endlich.

„Ja,“ war die kaum hörbare Antwort.

„Du biſt frei in dem Augenblicke, wo Du frei ſein willſt,“ ſagte Georg mit tiefſter Bitterkeit. „Ich gelobte Dir, daß nichts auf der Welt mich bewegen werde, auf Deine Hand zu verzichten, ich müßte denn aus Deinem eigenen Munde hören, daß Du mich aufgiebſt. Ich habe es gehört — lebe wohl!“

Er wandte ſich ab und ſchritt nach der Thür. Gabriele eilte ihm nach und legte die Hand auf ſeinen Arm.

„Geh' nicht ſo von mir, Georg! Sage, daß Du mir verzeihſt! Reiße Dich nicht in Haß und Bitterkeit von mir los! Ich ertrage es nicht, wenn Du mir zürnſt.“

Das war wieder der alte süße Ton, der so oft seine bestrickende Macht geübt hatte; er hemmte auch jetzt den Schritt des jungen Mannes, und als das holde, thränenfeuchte Antlitz sich so angstvoll flehend zu ihm emporhob, da wollte auch sein tief verletzter Stolz nicht mehr Stand halten. Er umfing die noch immer so leidenschaftlich Geliebte.

„Muß ich Dich denn verlieren?“ fragte er in bebendem Tone. „Besinne Dich, Gabriele! Opfere nicht so schnell unser Glück und unsere Liebe! Die Leidenschaft Raven's hat Dich berückt, geblendet; er versteht es, mit dämonischer Gewalt die Herzen an sich zu ketten, aber er wird nie und nimmermehr ein Weib beglücken können. Du mit Deiner klaren, sonnigen Natur wirst vergehen an der Seite dieses Mannes. Du kennst ihn noch nicht; er verdient Deine Liebe nicht.“

Gabriele machte sich sanft aus seinen Armen los. „Suche ich denn Glück an Arno's Seite? Ich will ja nur bei ihm sein, wenn Alles ihn verläßt. Ich will sein Schicksal theilen, will mit ihm untergehen, wenn es sein muß. Das ist das einzige Glück, das ich erwarte, und dies eine wenigstens will ich mir nicht nehmen lassen.“

Es lag eine hingebende Zärtlichkeit in diesen Worten,

und Georg's Blick ruhte mit düsterem Schmerze auf dem jugendlichen Wesen, das so schnell die volle aufopfernde Hingebung des Weibes gelernt hatte. So, gerade so hatte er sich seine Gabriele geträumt, als er das frohe, übermüthige Kind zum Ideale seines Lebens erhob, freilich nur geträumt; er hoffte ja nie, daß sie sich zu jener Höhe emporschwingen werde. Jetzt stand dieses Ideal verkörpert vor ihm, und in demselben Augenblicke erfuhr er, daß es ihm auf immer verloren sei.

„So laß uns scheiden!" sagte er, seine ganze Fassung zusammenraffend. „Du hast Recht, mit dieser Alles überfluthenden Leidenschaft für einen Andern im Herzen kannst Du nicht die Meine werden. Auch ohne Deine Bitte hätte ich Dich freigegeben nach diesem Geständniß. Weine nicht, Gabriele! Ich habe ja keinen Haß, keinen Vorwurf gegen Dich, nur gegen ihn, der Dich mir raubte. Du warst das Glück, der Inhalt meines Lebens. Wie ich es tragen werde, wenn Du darin fehlst, weiß ich nicht. Leb' wohl!"

Er zog sie noch einmal an sich, drückte noch einmal seine Lippen auf die ihrigen und eilte dann fort aus dem Hause, das er mit so frohen Hoffnungen betreten hatte und nun mit einem vernichteten Lebensglücke ver-

ließ. Gabriele blieb allein zurück, sie weinte nicht mehr, aber es war ein unnennbares Weh, das jetzt ihr Inneres durchzuckte. Sie fühlte, daß mit der Liebe Georg's das Beste und Edelste aus ihrem Leben geschieden war.

„Nun, Gott sei Dank, daß die unselige Geschiche ein so glückliches Ende genommen hat! Es brachte mich fast zur Verzweiflung, daß ich die Veranlassung dazu sein mußte. Ich gratulire Dir von Herzen zu Deiner Befreiung, Papa."

Mit diesen Worten umarmte Max Brunnow herzlich seinen Vater, der mit einem flüchtigen Lächeln erwiderte:

„Die Sache kam mir nicht ganz unerwartet. Ich hatte schon vor einiger Zeit einen ziemlich deutlichen Wink erhalten und zwar vom Polizeidirector selbst."

„Die Presse hat sich aber auch wacker Deiner angenommen," sagte Max. „In allen Zeitungen wurde der Ruf nach Begnadigung laut und das Publikum hatte nun vollends vom ersten Tage an leidenschaftlich Partei für Dich genommen."

Das Gespräch fand in der ehemaligen Wohnung

des Assessor Winterfeld statt, die dieser bei der schnellen und unerwarteten Abreise von R. seinem Freunde überlassen hatte. Max war unmittelbar nach seiner Genesung wieder dorthin zurückgekehrt und hatte vor einigen Stunden den Vater bei dessen Entlassung aus der Haft abgeholt. Die von allen Seiten erwartete Begnadigung Brunnow's war nun wirklich erfolgt und mit allgemeiner Genugthuung begrüßt worden. Man hatte schließlich über den Starrsinn des Doctors hinweggesehen, der sich zu keiner Bitte und keinem Schritte seinerseits verstehen wollte; er war vollständig amnestirt worden. Trotzdem sah er düster und niedergeschlagen aus. Max dagegen war völlig unverändert. Seine kräftige Natur hatte, wie er vorausgesehen, ungemein rasch die Folgen der Krankheit überwunden, nur die frische Narbe auf der Stirn erinnerte noch daran. Im Uebrigen aber war das sonst ziemlich rücksichtslose Benehmen des jungen Mannes der rücksichtsvollsten Herzlichkeit dem Vater gegenüber gewichen. Er empfand tief die Aufopferung desselben, und auch Brunnow fühlte jetzt erst, was der Sohn ihm werth war. Jene Stunde am Krankenbette hatte das einst so gespannte Verhältniß zwischen den Beiden in das innigste Einverständniß gewandelt.

„Nun aber zu anderen Dingen!“ sagte Max ab-

brechend. „Ich habe Dir ein Geständniß zu machen. Sieh mich einmal an, Papa. Bemerkst Du gar nichts Außergewöhnliches an mir?“

Brunnow musterte ihn etwas verwundert vom Kopfe bis zu den Füßen. „Nein. Ich finde nur, daß Du Dich außerordentlich schnell erholt hast; sonst bemerke ich nichts.“

Max richtete sich würdevoll empor, trat dicht vor seinen Vater hin und erklärte mit Selbstgefühl:

„Ich bin Bräutigam.“

„Bräutigam — Du?“ wiederholte der Doctor überrascht.

„Schon seit mehreren Wochen. Es stand in der letzten Zeit allzuviel für uns auf dem Spiele, als daß ich Dich mit meinen Herzensangelegenheiten hätte behelligen können. Jetzt aber, wo Du frei und gerettet bist, bitte ich um Deine Zustimmung. Du kennst meine Braut bereits; es ist die Tochter Hofrath Moser's.“

„Wie, doch nicht etwa das junge Mädchen, das mir Auskunft über Dein Befinden gab? Unmöglich!“

„Weshalb unmöglich? Mißfällt Dir Agnes?“

„Das nicht, aber diese zarte, blasse Erscheinung, mit den schwärmerisch dunklen Augen ist doch sicher nicht Dein Geschmack. Und dann diese seltsame nonnen-

hafte Kleidung; ich glaubte eine barmherzige Schwester zu sehen, die man zu Deiner Pflege hergerufen hatte."

„Ja, sie will auch in's Kloster gehen," sagte Max. „Ich werde mich wohl noch mit der Frau Aebtissin, dem Herrn Beichtvater und einem halben Dutzend Hochwürdigen herumschlagen müssen, ehe es zur Trauung kommt."

„Aber Max!" fiel der Vater ein.

„Ueberdies ist Agnes ausnehmend zart und auch kränklich," fuhr Max fort, „aber es ist nichts Gefährliches, nur nervöse Ueberreizung. Ich werde sie schon gesund machen, wofür bin ich denn Arzt? Vom Hauswesen versteht sie allerdings leider gar nichts."

„Da Du Dein Heirathsprogramm so ausgezeichnet inne hältst," spottete Brunnow, „wie steht es denn mit dem ersten und Hauptparagraphen desselben, mit dem Vermögen, das Du für unerläßlich erklärtest?"

Der junge Arzt machte ein ziemlich verlegenes Gesicht.

„Pah, ich habe eingesehen, daß es gar nicht darauf ankommt. Traust Du mir nicht die Fähigkeit zu, meine Frau und meinen Hausstand allein zu erhalten? Auf Vermögen kann ich allerdings nicht rechnen."

„Nun, das muß man sagen, Du gehst consequent

zu Werke," brach der Vater aus. „Das läuft ja Alles auf das directe Gegentheil Deiner früheren Ansichten hinaus. Was ist denn eigentlich mit Dir vorgegangen?"

Max seufzte tief auf. „Ich weiß es nicht, aber ich glaube, der Idealismus ist jetzt auch bei mir zum Durchbruche gekommen. Du hast Dir Dein Lebelang umsonst Mühe gegeben, ihn mir beizubringen. Agnes ist das in wenigen Wochen gelungen, und da Du diese Eigenschaft stets bei mir vermißt hast, so hoffe ich, Du wirst darüber entzückt sein."

Der Doctor sah nichts weniger als entzückt aus. Er betrachtete den so plötzlich ausgebrochenen Idealismus seines Sohnes mit offenbarem Mißtrauen.

„Aber Max, das geht nimmermehr," sagte er kopfschüttelnd. „Ein junges Mädchen, in Klosterideen erzogen, zur religiösen Schwärmerei geneigt, die Tochter eines Bureaukraten vom reinsten Wasser, willst Du in unsere Lebenskreise und Lebensanschauungen verpflanzen? So bedenke doch —"

„Ich bedenke gar nichts, sondern ich heirathe," unterbrach ihn Max. „Alles, was Du mir da einwirfst, habe ich mir hundertmal selbst vorgehalten, es hat aber nichts geholfen. Ich muß Agnes haben, und

sollte ich alle Hindernisse, inclusive den Papa Hofrath und seine weiße Halsbinde, im Sturme nehmen."

„Ja, der Hofrath," fiel Brunnow ein. „Was sagt er denn zu der Sache?"

„Vorläufig noch gar nichts, denn er weiß noch nichts davon. Ich konnte ihn begreiflicher Weise nicht um die Hand seiner Tochter bitten, während Du als ehemaliger Hochverräther im Gefängnisse saßest, jetzt aber werde ich mit meinem Antrage nicht länger zögern. Er wird mich zur Thür hinauswerfen, wenigstens wird er die freundliche Absicht äußern, es zu thun, aber ich bin nicht so leicht von einem Platze fortzubringen, den ich behaupten will. Ich halte Stand. — Sieh nicht so bedenklich aus, Papa. Ich versichere Dir, wenn Du Agnes erst kennst, so wirst Du zugeben, daß diese Verlobung der gescheidteste Streich meines ganzen Lebens war."

Der Doctor mußte wider Willen lächeln. „Wir wollen es abwarten. Wenn Du aber, wie vorauszusehen, einen längeren Widerstand bei dem Vater Deiner Braut zu überwinden hast, so werde ich sie für jetzt kaum sehen und sprechen können. Ich reise ja schon übermorgen nach Hause."

„So gieb doch endlich diese Idee auf!" bat Max. „Weshalb willst Du nicht warten, bis ich Dich begleite?

Unſere Erbſchaftsangelegenheit iſt zwar glücklich beendigt, aber es iſt noch ſo Manches zu erledigen. So hat ſich zum Beiſpiel ein Käufer für das Gut des Vetters gefunden, und es wäre wohl am beſten, wenn er perſönlich mit Dir Rückſprache nehmen könnte."

„Nein, nein!" wehrte Brunnow ab. „Du haſt ja hinreichende Vollmacht und erledigſt dergleichen praktiſche Dinge viel beſſer, als ich ſelber. Ich will fort, ſo bald wie möglich."

„Ich begreife Dich wirklich nicht, Du haſt Dich ſo oft nach dem Vaterlande geſehnt, und jetzt, wo es Dir offen ſteht, fliehſt Du es förmlich."

Brunnow hatte ſich niedergeſetzt und ſtützte den Kopf in die Hand; der ſchmerzliche, gramvolle Zug in ſeinem Antlitze trat deutlicher als je hervor, als er entgegnete:

„Ich bin fremd geworden in meinem Vaterlande! Und glaubſt Du, es macht mir Freude, wenn ich bei den Enthüllungen über die Vergangenheit Raven's als Zeuge aufgerufen werde? Ich muß antworten, wenn man mich fragt, und ich will nicht gefragt ſein, wenigſtens hier nicht."

„Warum nicht?" warf Max ein, „Du haſt Dich ſtets mit der größten Erbitterung gegen das unheilvolle

Regiment des Freiherrn ausgesprochen, hast seinen Sturz als eine Nothwendigkeit bezeichnet, und jetzt, wo dieser Sturz allen Anzeichen nach bevorsteht, willst Du nicht die Hand dazu bieten?“

„Laß das, Max,“ sagte der Doctor finster. „Du weißt nicht, was es heißt, einen tödtlichen Schlag gegen den zu führen, den man einst geliebt hat mit der ganzen Gluth seiner Seele. Ich hoffte, Winterfeld würde mit seinem Angriffe durchdringen; ich hätte Arno Raven besser kennen sollen. Er hielt auch diesem Gegner Stand — zu seinem Unglück. Damals hätte er noch weichen, zurücktreten können, jetzt fällt er, fällt als ehrloser Verräther, gebrandmarkt mit der Schande der Verachtung, und das ist für eine Natur wie die seinige zehnfacher Tod. Ich —“ hier erhob sich Brunnow mit Heftigkeit — „ich will ihm nicht auch noch den letzten Stoß versetzen. Mögen die, welche das Werk begonnen haben, es auch vollenden! Es bleibt dabei: ich reise übermorgen.“

Max drang nicht weiter in den Vater. „Ich werde Dir wohl erst in einigen Wochen folgen können,“ bemerkte er nach einer kurzen Pause. „Ich verlasse R. nur als erklärter Bräutigam, wenn ich die Einwilligung des Hofraths und überdies die Gewißheit habe, daß

Agnes vor etwaigen Einflüsterungen und Quälereien der geistlichen Vormundschaft sicher ist. Aber vor allen Dingen — darf ich auf Deine Zustimmung rechnen?"

Er hielt dem Vater bittend die Hand hin, und dieser legte ohne Zögern die seinige hinein.

„Ich habe Deine Braut nur einmal gesehen," sagte er, „und gerade weil ihr Anblick mich so sympathisch berührte, glaubte ich nicht, daß sie im Stande wäre, Dich zu fesseln. Wir waren bisher sehr verschieden in unseren Neigungen. Meine Bedenken gelten einzig der Verschiedenheit Eurer Erziehung und Charaktere; wenn Du glaubst, das überwinden zu können, mein Sohn — ich will Dich nur glücklich wissen."

Ein herzlicher Händedruck besiegelte die Worte, und Max rief triumphirend: „Jetzt gehe ich stehenden Fußes zu dem Hofrath und jage den allergetreuesten Unterhan seines allergnädigsten Souverains in Entsetzen mit der Aussicht auf einen demagogischen Schwiegersohn. Ich darf Dich doch auf eine Stunde allein lassen, Papa? Du brauchst ohnehin Ruhe nach all den Glückwünschen und Antheilbezeigungen, mit denen man Dich heute Morgen überschüttet hat. Auf Wiedersehen — ich laufe Sturm auf meinen künftigen Schwiegervater." — —

Der Hofrath Moser saß ohne jede Ahnung dessen, was

ihm bevorstand, in seinem Wohnzimmer und las die Zeitungen; sie verdarben ihm seinen Kaffee und seine Ruhe. Der Hofrath las natürlich nur die Regierungsblätter, aber auch diese vermochten es nicht mehr, die traurige Thatsache zu verschleiern, daß es rettungslos abwärts ging mit dem Staate, immer weiter auf der abschüssigen Bahn des Liberalismus. Und nun vollends die Nachrichten aus R., die jetzt eine stehende Rubrik in den größten Journalen bildeten! Moser hatte längst mit Erstaunen und Befremdung bemerkt, daß die gesammte Regierungspresse, statt in der nachdrücklichsten Weise für den Gouverneur der —schen Provinz Partei zu nehmen, sich zu der ganzen Angelegenheit sehr lau und gleichgültig verhielt, ihr Verhalten den letzten Vorgängen gegenüber aber überstieg alle Begriffe. Keine energische Vertheidigung des Freiherrn, keine Empörung über die schändliche Anklage, nichts von Maßregeln gegen die verleumderische Zeitung! Man sprach von einer „unglaublichen Beschuldigung", hoffte, daß es dem Gouverneur gelingen werde, sich davon zu reinigen und deutete an, daß im anderen Falle seine Entlassung unvermeidlich sei: man gab also doch die Möglichkeit jener Thatsache zu. Und unmittelbar unter diesem Artikel stand die Nachricht, daß der ehemalige Hochverräther, Doctor

Rudolph Brunnow, vollständig begnadigt und heute aus der Haft entlaſſen worden ſei. — Der Horath verſank in finſtere Gedanken.

Er ging ſchon ſeit längerer Zeit mit dem Entſchluſſe um, ſich penſioniren zu laſſen. Seiner Pflicht gegen den Staat hatte er in beinahe vierzigjährigen Dienſten Genüge geleiſtet. Seine Tochter, das einzige Kind einer ſpät geſchloſſenen und früh durch den Tod zerriſſenen Ehe, verließ ihn ſchon im nächſten Monat, um als Novize in ein Kloſter zu treten; er ſelbſt war alt und der Ruhe bedürftig. Auch ſeine Stellung, einſt ſein höchſter Stolz, machte ihm keine Freude mehr. Der neue Geiſt, der jetzt durch das Land wehte, drang ſelbſt bis in die geheiligten Räume der Regierungskanzlei. Noch hielt die eiſerne Hand des Freiherrn die Zügel ſtraff, aber Moſer dachte mit Schrecken daran, was geſchehen werde, wenn dieſe Hand nun wirklich niederſank. Er glaubte kein Wort von den Lügen, die man überall ausſtreute. Der Gouverneur konnte und mußte ſie zu Boden ſchmettern, aber nach der unerhörten Behandlung, die er von der Regierung ſelbſt erfuhr, entſchloß er ſich ſchwerlich zum Bleiben. Der Hofrath fühlte, daß ſeine Zeit vorbei ſei, und war feſt entſchloſſen, dem Beiſpiele ſeines Chefs zu folgen, wenn dieſer ſeine Entlaſſung nahm.

Das Oeffnen der Thür weckte Moſer aus ſeinen Grübeleien. Chriſtine meldete den Herrn Doctor Brunnow, und gleich darauf trat dieſer ein. Der Hofrath ſtand auf und ging dem Gaſte mit ſteifer Höflichkeit entgegen.

„Ich hoffe, Sie werden es nicht mißdeuten, Herr Hofrath, daß ich in den letzten beiden Wochen Ihrem Hauſe fern geblieben bin," begann Max nach der erſten Begrüßung, indem er den angebotenen Platz einnahm. „Es war nur die Rückſicht auf Sie und Ihre Stellung — — Jetzt, da mein Vater — —"

„Ich weiß bereits von ſeiner Begnadigung," fiel der Hofrath ein, ohne ſeine Förmlichkeit fahren zu laſſen. „Unſer allergnädigſter Souverain hat verziehen."

„Ja, und damit iſt das Vergangene vollſtändig ausgeglichen," ſagte Max mit Beziehung. „Was meinen Vater betrifft, ſo wird er allerdings nicht von der Erlaubniß Gebrauch machen, in ſeinem Vaterlande zu bleiben."

„Nicht?" fragte Moſer ſichtlich erleichtert. Der Gedanke, daß er dem ehemaligen Hochverräther freundſchaftlich die Hand gedrückt hatte, laſtete noch immer auf ſeinem Gewiſſen.

„Nein, er kehrt nach der Schweiz zurück, die ihm wie mir eine zweite Heimath geworden iſt," erklärte

der junge Arzt. „Wir werden auch künftig dort leben. Zuvor aber drängt es mich, Ihnen nochmals meinen Dank auszusprechen für Alles, was ich in Ihrem Hause empfangen habe. Ich werde es nie vergessen.“

Der Hofrath neigte zustimmend das Haupt; er fand diesen Dank ganz in der Ordnung.

„Sie kommen also, um Abschied zu nehmen?“ fragte er. „Ich freue mich aufrichtig, Sie wieder so völlig kräftig und lebensfrisch zu sehen, und auch meine Tochter wird erfreut sein, wenn ich es ihr mittheile.“

Diese Mittheilung war nun gerade nicht nöthig, denn Agnes wußte sehr genau, wie es mit ihrem früheren Patienten stand. Seit er das Haus ihres Vaters verlassen hatte, sah sie ihn regelmäßig bei ihrem beiderseitigen Schützlinge, der Frau des Copisten. Diese war zwar vollständig wieder hergestellt und bedurfte weder des ärztlichen Beistandes noch des geistlichen Trostes mehr, aber Arzt und Trösterin setzten mit rührender Ausdauer ihre Besuche fort.

„Dem Fräulein,“ entgegnete Max, „bin ich noch ganz besonderen Dank schuldig. Sie allein — ihre aufopfernde Pflege hat mich dem Leben zurückgegeben, und Sie gestatten es daher wohl, daß ich in Bezug auf Fräulein Agnes noch eine Bitte ausspreche.“

Moſer nickte zum zweiten Male; er war geneigt die Bitte zu gewähren, die jedenfalls auf die Erlaubniß hinausging, ſich auch von Agnes verabſchieden zu dürfen, ſtatt deſſen erhob ſich Max und ſagte ohne alle Ceremonie: „Ich bitte um die Hand Ihrer Tochter.“

Der Hofrath, der eben im Begriff war, zum dritten Male zu nicken, hielt inne und ſaß mit offenem Munde da. Im erſten Augenblicke faßte er überhaupt nicht, wovon die Rede war, dann erhob er ſich gleichfalls, aber nicht ſtürmiſch, ſondern langſam, feierlich. Die lange Geſtalt wuchs immer höher aus dem Lehnſtuhle empor, wurde immer länger und unheimlicher, bis ſie endlich in ihrer vollen Größe daſtand und über die hohe weiße Halsbinde hinweg vernichtend auf den jungen Arzt herniederſchaute, der jedoch dadurch nicht im Mindeſten aus der Faſſung gebracht wurde.

„Ich — ich hörte wohl nicht recht?“ ſagte der alte Herr endlich. „Sie meinten —?“

„Ich halte um die Hand Ihrer Tochter an,“ verſetzte Max mit Seelenruhe.

„Sind Sie von Sinnen?“ fragte Moſer, noch immer erſtarrt, denn wenn ihm auch das Unglaubliche wiederholt wurde — begreifen konnte er es nicht.

„Durchaus nicht, ich befinde mich in vollkommen

normalem Zustande," versicherte Max, und fuhr dann in einem Zuge fort, ohne seinen Zuhörer zur Besinnung kommen zu lassen: „Was nun meinen Antrag betrifft, so gründet er sich auf die innigste gegenseitige Zuneigung. Die Einwilligung Ihrer Tochter habe ich bereits. Agnes hat mir Herz und Hand gegeben, natürlich unter Vorbehalt Ihrer Zustimmung. Ich bitte hiermit darum und gebe mich der frohen Hoffnung hin, daß es mir vergönnt wird, den Vater meiner Braut auch als den meinigen umarmen zu dürfen. Also, mein theurer Schwiegervater —"

Er ging mit ausgebreiteten Armen auf den Hofrath los, aber dieser rettete sich durch einen Sprung vor der beabsichtigten Umarmung. Das schreckliche Wort „Schwiegervater" riß ihn aus seiner Erstarrung. Mit einer bloßen Ueberrumpelung war der alte Bureaukrat denn doch nicht zu erobern.

„Sie sprechen in vollem Ernste von einer Heirath?" rief er. „Von einer Heirath mit meiner Tochter, deren Bestimmung für das Kloster Sie doch kennen? Und das wagen Sie, der Sohn eines Staatsverbrechers — — eines Staatsverräthers?"

„Mein Gott, ich suche ja keine Staatsanstellung, sondern eine Frau," vertheidigte sich der junge Arzt.

„Ich begreife wirklich nicht, weshalb Sie sich über meinen Antrag so entsetzen.“

„Das fragen Sie noch? Ihr Vater hat die Regierung umstürzen wollen.“

„Nun, ich habe nicht dabei geholfen, und das wäre auch nicht gut möglich gewesen, da ich damals soeben erst das vierte Lebensjahr erreicht hatte. Uebrigens sind das alte, längst vergessene Geschichten; mein Vater ist amnestirt worden.“

„Revolutionär bleibt Revolutionär!“ erklärte der Hofrath mit Nachdruck. „Die Amnestie kann wohl die Strafe abwenden, aber sie kann niemals die Vergangenheit auslöschen.“

Max nahm eine entrüstete Miene an. „Wie, Herr Hofrath — das muß ich von Ihnen hören? Sie, der sich stets rühmte, der loyalste Unterthan seines Souverains zu sein, Sie weigern sich jetzt, dessen Beschlüsse anzuerkennen? Der allergnädigste Souverain hat verziehen, sagen Sie selbst; er will, daß das Vergangene vergessen und ausgelöscht sein soll. Sie wollen das nicht, Sie erlauben sich einen Eingriff in die allerhöchsten Entschließungen, eine Auflehnung gegen die Autorität des Landesherrn. Das ist Opposition, Rebellion, mit einem Worte — Hochverrath.“

Dieſe wunderbare Beweisführung wurde mit einer ſolchen Geläufigkeit und Sicherheit gegeben, daß es unmöglich war, ein Wort dazwiſchen zu werfen oder darüber nachzudenken. Der Hofrath war denn auch vollſtändig verblüfft. Er ſtarrte den Sprechenden ganz faſſungslos an und fragte endlich kleinlaut:

„Meinen Sie das wirklich?“

„Es iſt meine unumſtößliche Meinung. Um nun aber wieder auf meinen Heirathsantrag zu kommen —“

„Kein Wort davon!“ unterbrach ihn Moſer. „Es iſt Beleidigung. Meine Tochter iſt die Braut des Himmels.“

„Ich bitte um Entſchuldigung, ſie iſt meine Braut,“ behauptete Max. „Der Himmel kann warten, ich aber nicht. Nach fünfzigjähriger glücklicher Ehe habe ich nichts dagegen, ihm Agnes abzutreten, bis dahin aber nehme ich ſie für mich ganz allein in Anſpruch.“

„Wollen Sie etwa die heilige Beſtimmung meines Kindes verſpotten?“ rief der Hofrath, von Neuem in Wuth gerathend. „Ich weiß es längſt, Sie ſind ein Ungläubiger, ein Gottesleugner, ein —“ die Stimme verſagte ihm, er rang nach Athem und griff mit beiden Händen nach ſeiner Halsbinde.

„Regen Sie ſich nicht auf!“ warnte der junge Arzt.

„Solche heftige Erregungen können in Ihrem Alter und bei Ihrer Constitution gefährlich werden. Sie neigen entschieden zu Schlagflüssen.“ Die lange, hagere Gestalt Moser's widersprach auf das Entschiedenste dieser Annahme, aber das kümmerte den Doctor Brunnow nicht, der ruhig fortfuhr: „Nebenbei gesagt, es ist bei einer solchen Constitution von unglaublichem Vortheil, einen Schwiegersohn zu haben, der Arzt ist und selbstverständlich mit großer Sorgfalt über das Leben und die Gesundheit seines Schwiegervaters wachen würde. Wie gesagt, Sie dürfen sich nicht aufregen.“

„Sie regen mich auf,“ rief der Hofrath, der bei dieser fortwährenden Betonung des schwiegerväterlichen Verhältnisses ganz wild wurde. „Sie werden mir einen Schlaganfall zuziehen mit Ihren abscheulichen Behauptungen. Ich fühle mich schon ganz unwohl — das Blut steigt mir nach dem Kopfe; ich brauche Luft —“ damit sank er in den Lehnstuhl zurück und faßte wieder nach seiner Halsbinde. Max kam ihm freundschaftlich zu Hülfe und löste den Knoten.

„Wir wollen vor allen Dingen dieses weiße Ungethüm entfernen,“ sagte er. „Dann wird Ihnen leichter werden. Ich habe ein unfehlbares Mittel gegen Congestionen und werde es Ihnen sogleich verschreiben.

Dergleichen Zufälle sind bedenklich, — wir müssen vorsichtig sein."

Moser sah mit Wehmuth seine geliebte Halsbinde in den Händen des Doctors, der sie säuberlich zusammenfaltete und auf den Tisch legte. Mit der Entfernung des „weißen Ungethüms" schien aber wirklich die Heftigkeit von dem alten Herrn gewichen zu sein, und die Drohung wegen des Schlaganfalls hatte ihn ängstlich gemacht. Er sah geduldig zu wie sein Quälgeist an den Schreibtisch ging, ein Recept — ein ganz unschädliches nervenstillendes Mittel — verschrieb und mit dem Papier in der Hand zu ihm zurückkehrte.

„Sechs Tropfen in einem Glase Wasser," sagte er mit ungemeiner Wichtigkeit.

„Wie oft?" brummte der Hofrath.

„Dreimal täglich."

„Ich danke Ihnen."

„Gar keine Ursache."

Der Hofrath glaubte jetzt den unverwüstlichen Freier los zu werden, aber er irrte sich; der letztere zog, statt zu gehen, einen Stuhl heran und setzte sich ihm gegenüber.

„Sie willigen also in die Verbindung Ihrer Tochter mit mir?" begann er wieder.

Moſer wollte von Neuem auffahren, beſann ſich aber, daß er ja ſehr zu Schlaganfällen neige und jede Aufregung vermeiden müſſe; er erwiderte daher mit möglichſter Ruhe:

„Nein und abermals nein! Ich glaube es nicht, daß Agnes ſich ſo weit vergeſſen kann, Sie zu lieben. Sie hat den Kloſterberuf aus freiem Antriebe erwählt; ſie iſt eine gehorſame Tochter, eine fromme Katholikin.“

„Und wird eine ganz vorzügliche Gattin werden,“ vollendete Max. „Uebrigens bin ich auch Katholik.“

Moſer faltete die Hände. „Ja, aber was für einer!“

„Ich meine nur, die Confeſſion würde kein Hinderniß ſein. Meine Verhältniſſe ſind für den Augenblick allerdings noch etwas beſcheiden, aber ſie würden einer Frau mit nicht allzu hohen Anſprüchen genügen. Was endlich meine Perſönlichkeit betrifft, ſo würde mein Schwiegervater — —“

„Hören Sie auf mit Ihrem ewigen Schwiegervater!“ ſtöhnte der Hofrath. „Ich will das nicht hören. Sie ſind ein entſetzlicher Menſch.“

„Sie werden ſich daran gewöhnen,“ verſicherte der junge Arzt. „Ich darf doch morgen wiederkommen, um Sie und meine Braut zu ſehen?“

Der alte Herr antwortete nicht, um die Unterredung nicht zu verlängern; er wollte den Plagegeist vor allen Dingen aus dem Hause haben. Morgen wollte er sich einschließen, verriegeln; Max schien auch einzusehen, daß er seinem armen Schwiegervater für heute genug zugesetzt habe, denn er ging wirklich, wandte sich aber an der Thür noch einmal um.

„Herr Hofrath!“

„Was wollen Sie denn noch?“ fragte dieser verzweiflungsvoll.

„Wenn Sie mit Agnes die Sache besprechen, vermeiden Sie jede Aufregung dabei! Sie wissen ja, wie gefährlich das ist. Sechs Tropfen von der Arznei in einem Glase Wasser, dreimal täglich, und vor allen Dingen Mäßigung und Ruhe! Ich würde untröstlich sein, wenn meinem lieben Schwiegervater irgend etwas zustieße.“

Damit ging er endlich. Der Hofrath sank wie zerbrochen in seinen Lehnstuhl zurück; jetzt, wo er sich allein überlassen war, wurde ihm erst klar, wie unerhört man ihn behandelte, und er durfte sich nicht einmal ärgern, er mußte sich ja vor Schlaganfällen hüten. — —

Doctor Brunnow hatte übrigens keineswegs so schnell

die Wohnung verlassen, wie Moser voraussetzte. Er stand noch draußen im Vorzimmer und hatte den Arm um Agnes gelegt, als ob sich das ganz von selbst verstände und er bereits anerkannter Bräutigam sei. Das junge Mädchen forschte ängstlich nach dem Inhalt der Unterredung und wollte wissen, was der Vater geantwortet habe.

„Für jetzt sagt er noch Nein," erklärte Max, „aber sei ohne Sorge! Er wird schon Ja sagen. Ich rechnete auch gar nicht darauf, daß sich die Festung sogleich ergeben würde; sie muß regelrecht belagert werden. Im Ganzen bin ich mit dem Resultat dieses ersten Sturmlaufes zufrieden; es ist bereits Bresche geschossen, und morgen rücke ich weiter vor."

„Ach, Max," flüsterte Agnes unter Thränen, „was steht uns noch Alles bevor! Mir sinkt der Muth im Angesichte all dieser Hindernisse. Ich werde sie nie überwinden.

„Das ist auch nicht nöthig; das ist meine Sache," tröstete der junge Arzt. „Ich bleibe hier, bis Alles geordnet und unser Hochzeitstag bestimmt ist. Vorläufig hat Dein Vater Zeit, sich mit der Sache vertraut zu machen, und inzwischen werde ich der Frau Aebtissin und dem Herrn Beichtvater, die Du so sehr

fürchteſt, hochachtungsvoll und ergebenſt unſere Verlobung anzeigen.“

Agnes machte eine Bewegung des Schreckens.

„Einen Theil des Sturmes wirſt Du freilich auch aushalten müſſen,“ fuhr Max fort, „die Hauptſache aber nehme ich auf mich allein. Sei ſtandhaft, meine Agnes! Ich gebe Dir mein Wort darauf: Dein Vater ſegnet uns noch höchſteigenhändig.“ Und mit dieſen Worten und einem Kuſſe nahm er Abſchied von ſeiner Braut.

Es war in den Morgenſtunden des nächſten Tages. Freiherr von Raven befand ſich wie gewöhnlich in ſeinem Arbeitszimmer, und der Polizeidirector war bei ihm. Der Letztere betrat jetzt nur ſelten das Regierungsgebäude; einerſeits machte die vollſtändig wieder hergeſtellte Ruhe in der Stadt die häufigen Meldungen und Conferenzen mit dem Gouverneur überflüſſig, andrerſeits hatte dieſer ſeit der Verhaftung Brunnow's eine ſo zurückweiſende Kälte angenommen, daß der Polizeichef die Begegnung mit ihm möglichſt vermied. Heute aber führte ihn eine nothwendige Beſprechung über amtliche Maßregeln her, und der Gegenſtand wurde

von beiden Herren so kurz und geschäftsmäßig erledigt, wie es nur möglich war.

Trotzdem behielt der Polizeidirector seine gewohnte verbindliche Art bei, wenn er auch nach dem Beispiele des Gouverneurs gleichfalls sehr zurückhaltend war. Er erlaubte sich keine einzige Hindeutung auf die Vorgänge der letzten Tage. Die Haltung des Freiherrn war stolzer als je, aber es lag etwas darin, was an das zu Tode gehetzte Wild mahnte, das sein nahes Zusammenbrechen fühlt und, noch einmal die letzten Kräfte zusammenraffend, sich seinen Verfolgern stellt. Die Energie, welche noch immer ungebrochen aus der ganzen Erscheinung des Mannes leuchtete, war vielleicht nicht mehr die der Kraft, sondern nur der Verzweiflung.

Der Polizeidirector hatte einen Theil seines Vortrages beendet. Er sprach von den neuesten Verfügungen, die ihm zugegangen waren, und berührte dabei auch die Freilassung des Doctor Brunnow, als der Freiherr ihm in die Rede fiel:

„Seit wann ist Brunnow aus der Haft entlassen?"

„Seit gestern Mittag."

„So?" bemerkte Raven einsilbig.

„Wie ich höre, beabsichtigt der Doctor morgen schon unsere Stadt zu verlassen," fuhr der Polizei-

director fort, „er will ſofort nach der Schweiz zurückkehren und gedenkt auch den Reſt ſeines Lebens dort zuzubringen.“

„Er thut Recht daran,“ ſagte der Freiherr. „Wer ſo lange Jahre im Exil gelebt hat, findet ſich ſelten oder nie wieder in der Heimath zurecht. Das Adoptivvaterland behauptet ſchließlich ſeine Rechte.“

Er ſprach das gleichgültig, als handelte es ſich um einen völlig Fremden, von deſſen Begnadigung er zufällig hörte. Der Polizeidirector ließ ſich freilich durch dieſe Gleichgültigkeit nicht täuſchen, aber auch ihm war es, trotz ſeiner ſcharfen Beobachtungsgabe, noch nicht gelungen, einen Blick in dieſes ſtreng verſchloſſene Innere zu thun und zu entdecken, welche Stellung der Freiherr jener Beſchuldigung gegenüber eigentlich einzunehmen beabſichtigte.

Das Geſpräch wurde unterbrochen; man brachte dem Gouverneur eine Depeſche, die ſoeben aus der Reſidenz angelangt war, ein großes amtliches Schreiben. Er winkte dem Diener, ſich wieder zu entfernen und erbrach das Siegel, während er flüchtig ſagte:

„Entſchuldigen Sie mich nur eine Minute lang!“

„Bitte, Excellenz, legen Sie ſich meinetwillen keinen Zwang auf!“ entgegnete der Polizeidirector, aber es

war ein ganz eigenthümlicher Blick, mit dem sein Auge bei diesen Worten erst das Schreiben und dann den Empfänger streifte.

Raven entfaltete die Depesche, aber er hatte kaum einen Blick auf den Inhalt geworfen, als er zusammenzuckte. Sein Antlitz wurde erdfahl, und seine Rechte zerknitterte krampfhaft das Papier, während die Linke sich ballte. Ein Beben der Wuth oder des Schmerzes erschütterte die ganze mächtige Gestalt, und einen Augenblick schien sie zusammenbrechen zu wollen.

„Sie haben doch nicht unangenehme Nachrichten erhalten?“ fragte der Polizeichef im Tone unbefangener Theilnahme.

Der Freiherr sah auf. Sein Auge heftete sich durchbohrend auf das Gesicht des Mannes, dessen Rolle er seit der Verhaftung Brunnow's klar durchschaute, und der Ausdruck eines leisen Hohnes in den Zügen seines Gegenüber verrieth ihm, daß der Polizeidirector den Inhalt des Schreibens bereits kannte — das gab ihm Kraft und Besinnung wieder.

„Ueberraschende Nachrichten wenigstens,“ sagte er, die Depesche bei Seite legend. „Doch dafür findet sich noch später Zeit — bitte, fahren Sie fort!“

Der Angeredete zögerte; diese unglaubliche Selbstbe-

herrſchung imponirte ihm doch. Er war Zeuge davon geweſen, wie furchtbar jener Schlag getroffen hatte, aber es wurde ihm nicht gegönnt, die Wunde bluten zu ſehen. Der Getroffene drückte die Hand darauf und ſtand feſt wie zuvor. War denn der Trotz und Hochmuth dieſes Raven nie zu brechen?

„Die Hauptſachen haben wir ja bereits beſprochen," meinte der Polizeidirector mit einer gewiſſen Verlegenheit. „Wenn Sie anderweitig in Anſpruch genommen ſind — ich möchte nicht ſtören."

„Ich bitte Sie fortzufahren," die Stimme des Freiherrn war tonlos, aber feſt.

Der Aufgeforderte ſah, daß jede Schonung hier als Beleidigung empfunden werde: er ſprach alſo weiter. Die Bemerkungen, die Raven am Schluſſe hinwarf, waren vollkommen zutreffend, aber ſie klangen rein mechaniſch, und ebenſo mechaniſch erhob er ſich, als der Polizeidirector aufſtand, um zu gehen.

„Sonſt haben Excellenz keine weiteren Anordnungen zu treffen?"

„Nein," entgegnete der Freiherr kalt. „Ich kann Ihnen nur den Rath geben, Ihren Inſtructionen ſo pünktlich wie bisher nachzukommen. Dann wird Ihnen die Anerkennung ſicher nicht fehlen."

Der Polizeidirector fand für gut, den Erſtaunten zu ſpielen. „Ich verſtehe Sie nicht, Excellenz. Welche Inſtructionen meinen Sie?“

„Die, welche Sie aus der Reſidenz mit hierher brachten, als Ihnen mit dem Poſten in R. zugleich eine — Ueberwachung anvertraut wurde.“

„Die Ueberwachung der Stadt meinen Sie? Ich glaube in dieſer Hinſicht meine Schuldigkeit gethan zu haben. Uebrigens ſind die Unruhen ja jetzt vorüber, und Alles iſt zu Ende.“

„Ja wohl,“ erwiderte Raven verächtlich, „und auch wir ſind zu Ende mit einander. Sie begreifen das wohl.“

Er kehrte ihm, ohne ein Wort weiter zu verlieren, den Rücken und trat an das Fenſter. Das war eine offenbare Beleidigung, aber der Polizeidirector wollte jetzt nicht beleidigt ſcheinen; das konnte zu unangenehmen Verwickelungen führen. Er verabſchiedete ſich daher mit einem Gruße, der nicht erwidert wurde, und verließ das Zimmer.

Draußen athmete er erleichtert auf. Es war ihm peinlich, daß der Freiherr ihn ſo vollſtändig durchſchaute, um ſo peinlicher, als er keine Veranlaſſung hatte, deſſen perſönlicher Feind zu ſein. Er hatte ja nur im „höheren

Auftrage" gehandelt, als er der Vergangenheit Raven's nachſpürte und ſich des Schlüſſels zu dieſer Vergangenheit, des Doctor Brunnow, bemächtigte, um das endlich aufgefundene Geheimniß der Welt preiszugeben. Es wurde ihm nicht eben allzu ſchwer, ſich mit einigen Sophismen über die zweideutige Rolle zu tröſten, die er von Anfang an dem Freiherrn gegenüber geſpielt hatte, und jetzt hatte dieſe Rolle ja auch ihr Ende erreicht.

Raven war allein geblieben. Er ſtand am Schreibtiſche und durchlas noch einmal das verhängnißvolle Schreiben — ſeine Entlaſſung. Sie wurde ihm in der ſchroffſten, beleidigendſten Form ertheilt. Man forderte keine Erklärung, keine Vertheidigung des ſo ſchwer angegriffenen Mannes; man ließ ihm überhaupt nicht Zeit, ſich zu erklären oder zu vertheidigen. Er wurde verurtheilt, ohne auch nur gehört worden zu ſein. Nicht einmal den gewöhnlichen Ausweg ließ man ihm offen, ſeine Entlaſſung zu nehmen; ſie wurde ihm gegeben, in einer Form gegeben, die nur für Schuldige da war und die Welt auch nicht einen Augenblick in Zweifel darüber ließ, daß die Regierung ſich auf Seiten der Anklage ſtellte und ihren bisherigen Vertreter für überführt erachtete.

Der Freiherr ſchleuderte die Depeſche von ſich und ging in ſtumem Kampfe im Zimmer auf und nieder. Seine Lippen zuckten; ſeine Augen flammten.

Auf einmal blieb er, wie von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt, ſtehen und trat dann langſam zu einem Seitentiſchchen, auf dem ein Kaſten von nur geringer Größe ſtand. Ein Druck an der Feder ließ den Deckel aufſpringen und zeigte ein Paar vorzüglich gearbeitete Piſtolen. Der Freiherr nahm ſie heraus und unterſuchte ſorgfältig, ob ſie ſich noch in vollkommener Ordnung befinden. Einige Minuten lang hielt er die Waffen in der Hand und blickte, in düſteres Nachſinnen verloren, darauf nieder; dann legte er ſie wieder an ihren Platz zurück und richtete ſich mit einer raſchen Bewegung empor.

„Nein!“ ſagte er halblaut. „Das würde für Feigheit, für ein Eingeſtändniß der Schuld gelten. Es wird wohl noch einen anderen Ausweg geben — den Triumph wenigſtens ſollen ſie nicht haben.“

Er warf den Deckel des Kaſtens zu und wandte ſich ab, und wieder begann die ſtumme ruheloſe Wanderung, das finſtere Brüten über irgend einem Entſchluſſe. Der Ausweg mußte gefunden werden. — —

Inzwiſchen war Doctor Brunnow in der Wohnung

seines Sohnes mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt, die auf morgen festgesetzt war. Max hatte ihn verlassen, um die gestern begonnene „Belagerung" fortzusetzen. Er befand sich wieder bei dem Hofrath Moser und führte seinem „lieben Schwiegervater" noch ausführlicher als gestern zu Gemüthe, welchen ausgezeichneten und ganz unübertrefflichen Schwiegersohn er in dem Doctor Max Brunnow erhalten werde. Gegen die Beharrlichkeit dieses Freiers half kein Einschließen und kein Verriegeln.

Der Vater ließ ihn gewähren; er kannte Max und wußte, daß dieser schließlich seinen Willen durchsetzen werde. Er selbst wäre am liebsten schon heute abgereist, wenn ihn das dem Sohne gegebene Versprechen nicht bis morgen gehalten hätte. Ihm brannte wirklich der Boden unter den Füßen, und alle die Antheilbezeigungen und Glückwünsche wegen seiner Befreiung schienen ihm den Aufenthalt nur noch mehr zu verleiden.

Brunnow hatte soeben einen Brief beendigt, der seine bevorstehende Ankunft zu Hause anzeigen sollte, und stand im Begriffe, ihn der Aufwärterin zu übergeben, als diese ungerufen, aber in größter Eile eintrat und ganz athemlos meldete: „Herr Doctor — Seine Excellenz!"

„Wer?“ fragte Brunnow zerſtreut, indem er das Couvert ſchloß.

„Seine Excellenz, der Herr Gouverneur!“

Brunnow wendete ſich raſch um; ſein Blick fiel auf den Freiherrn, der bereits eingetreten war und im Nebenzimmer ſtand. Er näherte ſich jetzt und ſagte in völlig fremdem Tone:

„Ich wünſche Sie auf einige Minuten zu ſprechen, Herr Doctor.“

„Ich ſtehe zu Ihrer Verfügung, Excellenz,“ verſetzte Brunnow, den das verwunderte Geſicht der Aufwärterin daran mahnte, daß er ſeine Ueberraſchung nicht zeigen dürfe. Er übergab der Frau raſch den Brief und ſandte ſie damit fort. Als ſie ohne Zeugen waren, ließ Raven die angenommene Fremdheit fallen.

„Mein Kommen befremdet Dich?“ ſagte er. „Biſt Du allein?“

„Ja, mein Sohn iſt ausgegangen.“

„Das iſt mir lieb, denn unſere Unterredung verträgt keinen Zeugen. Du haſt wohl die Güte, die Thür abzuſchließen, damit wir ungeſtört bleiben.“

Der Doctor kam ſchweigend der Aufforderung nach. Er ſchob den Riegel vor die Eingangsthür und kehrte dann in das zweite Zimmer zurück. Sein unruhiger

Blick schien zu fragen, was dieser seltsame Besuch bedeute. Die beiden Männer standen sich einige Secunden lang stumm, aber ebenso feindselig gegenüber, wie neulich bei ihrer ersten Begegnung.

Der Freiherr nahm zuerst das Wort: „Du hast wohl nicht erwartet, mich bei Dir zu sehen?“

„Ich wüßte in der That nicht, was den Gouverneur von R. zu mir führen sollte,“ war die Antwort.

„Ich bin nicht mehr Gouverneur,“ sagte Raven kalt.

Brunnow richtete einen schnellen, forschenden Blick auf ihn. „Du hast also Deine Entlassung genommen?“ fragte er.

„Ich trete von meinem Posten ab. Ehe ich aber die Stadt verlasse, wünsche ich Auskunft über jenen Zeitungsartikel, der sich so eingehend mit meiner Vergangenheit beschäftigt. Du kannst mir diese Auskunft wohl am besten geben, und deshalb komme ich zu Dir.“

Der Doctor wendete sich ab. „Der Artikel stammt nicht von mir,“ sprach er nach einer kurzen Pause.

„Das ist möglich, jedenfalls hast Du ihn aber veranlaßt. Du und ich, wir sind jetzt die einzigen noch lebenden Theilnehmer jener Katastrophe; die Anderen sind todt oder verschollen. Nur Du warst im Stande, jene Enthüllungen zu geben.“

Brunnow ſchwieg; er erinnerte ſich nur zu gut des Tages, wo das geſchickte Manöver des Polizeidirectors ihm die Aeußerungen abgerungen hatte, die nun in ſolcher Weiſe preisgegeben wurden.

„Ich wundere mich nur, weshalb Du dieſe Vorgänge nicht früher verwerthet haſt," fuhr Raven fort. „Du oder die Anderen!"

„Beantworte Dir die Frage ſelbſt!" ſagte Brunnow finſter. „Uns fehlten die Beweiſe. Wenn wir die unumſtößliche Ueberzeugung Deiner Schuld hatten, ſo war das eben unſere Sache. Die Welt verlangt Thatſachen, und die konnten wir ihr nicht geben. Weshalb ſich nicht früher eine Stimme gegen Dich erhob, fragſt Du? Du weißt doch am beſten, daß in der Zeit, die jetzt hoffentlich für immer hinter uns liegt, jede Stimme erſtickt wurde, die man nicht hören wollte. Und Arno Raven wurde ja in kürzeſter Friſt der einflußreichſte Freund und Günſtling des Miniſters, den er bald darauf Vater nennen durfte. Der Freiherr von Raven war ſpäter die mächtigſte Stütze der Regierung, die ihn nicht entbehren konnte. Man hätte keine Anklage gegen Dich zugelaſſen; es wäre Lüge, Verleumdung geweſen und als ſolche unterdrückt worden. Das wußten wir Alle und darum ſchwiegen die Anderen. Mich banden

dieſe Rückſichten nicht, aber ich — wollte Dich nicht anklagen und habe es auch jetzt nicht gethan. Einige Aeußerungen während meiner Haft, die mir, wie ich fürchte, abſichtlich abgelockt wurden, können allein den Anlaß zu den Enthüllungen gegeben haben. Der Polizeidirector hat jedenfalls die Hand dabei im Spiele. Er iſt Dein Feind?"

„Nein, nur ein Spion!" ſagte Raven verächtlich, „und deshalb verzichte ich darauf, von ihm Rechenſchaft zu verlangen. Ueberdies war er nicht verpflichtet, zu verſchweigen, was ihm mitgetheilt wurde. Du haſt jene Aeußerungen gethan — Du wirſt mir Genugthuung dafür geben."

Brunnow trat zurück. „Ich Dir? Was ſoll das heißen?"

„Was das heißen ſoll? Ich dächte, das bedürfte keiner Erklärung, Die Beleidigung, die Du mir zugefügt haſt, läßt nur eine Sühne zu. Du wirſt ſie mir doch nicht verweigern?"

Ueber die Lippen des Doctors kam keine Antwort.

„Schon als wir uns das erſte Mal wiederſahen," fuhr der Andere fort, „an jenem Abende in meinem Arbeitszimmer, ſprachſt Du Worte, die mein Blut ſieden machten. Damals warſt Du ein Flüchtling, warſt heim-

lich an das Krankenlager Deines Sohnes geeilt, und jede Stunde des Aufenthaltes hier brachte Dir Gefahr. Damals war keine Zeit, Erklärung von Dir zu fordern. Jetzt biſt Du frei — beſtimme Zeit und Waffen!“

„Ich ſoll mich mit Dir ſchlagen?“ brach Brunnow aus. „Nein, Arno, das kannſt, das darfſt Du nicht verlangen.“

„Ich beſtehe darauf — Du wirſt meine Forderung annehmen.“

„Nein.“

„Rudolph, ich ſage Dir, Du wirſt es thun.“

„Und ich ſage Dir nochmals: nein! Mit jedem Anderen will ich mich ſchlagen, wenn es ſein muß, aber mit Dir nicht.“

Zwiſchen den Augen des Freiherrn zeigte ſich eine tiefe Falte. Aber er kannte den einſtigen Jugendfreund, der ſich trotz ſeiner grauen Haare noch den alten Feuerkopf bewahrt hatte und deſſen Leidenſchaftlichkeit, einmal gereizt, ihn über alle Beſinnung und alle Schranken hinwegriß. Es galt, den verwundbaren Punkt zu treffen.

„Ich habe nicht geglaubt,“ ſagte er mit unverhaltenem Hohn, „daß Du ſeit unſerer Trennung zum Feigling geworden.“

Das traf — der Doctor fuhr auf und ſeine Augen begannen zu funkeln.

„Nimm das Wort zurück!“ rief er drohend. „Du weißt es, daß ich kein Feigling bin; ich brauche es Dir nicht erſt zu beweiſen.“

„Ich nehme nichts zurück,“ erklärte Raven. „Du haſt eine entehrende Anklage gegen mich ausgeſprochen, haſt ſie einem Fremden gegenüber wiederholt, von dem Du wußteſt, daß er ſie der Welt preisgeben würde, und willſt Dich jetzt der Rechenſchaft entziehen — nenne Du das, wie Du willſt — ich nenne es Feigheit.“

Es war um Brunnow's Faſſung geſchehen, als ihm abermals das verhängnißvolle Wort entgegen geſchleudert wurde.

„Halte ein, Arno!“ ſtieß er hervor. „Ich ertrage das nicht.“

Der Freiherr ſchien völlig unbewegt; nicht eine Muskel ſeines Geſichtes zuckte. Mit eiſiger Ruhe ſtand er da und reizte ſeinen Gegner, den er Schritt für Schritt vorwärts trieb, bis zum Aeußerſten.

„Das alſo iſt Deine Rache!“ ſagte er im Tone der Verachtung. „Zwanzig Jahre lang haſt Du den Streich zurückgehalten. So lange ich hoch und mächtig daſtand,

wagteſt Du es nicht, mich zu treffen. Freilich, dem Manne, dem der Sturz droht, iſt leichter beizukommen. Winterfeld war wenigſtens ein ehrlicher Gegner. Er griff mich an, aber er bot mir offen den Kampf und trat mir Auge in Auge gegenüber. Du zogſt es vor, mich aus dem Hinterhalte zu verwunden, und brauchteſt fremde Hände dazu. Du bedachteſt Dich nicht, dem Polizeidirector und den Zeitungen die Waffen gegen mich zu liefern, aber Dich meiner Waffe zu ſtellen, die den Schimpf rächen ſoll — dazu fehlt Dir der Muth. Wahrlich, Rudolph, ich habe Dich einer ſolchen Niedrigkeit und Erbärmlichkeit nicht fähig gehalten —"

„Genug!" unterbrach ihn Brunnow mit halb erſtickter Stimme. „Kein Wort weiter! Ich nehme Deine Forderung an."

Seine Bruſt hob ſich in kurzen, ſtürmiſchen Athemzügen; er war leichenblaß geworden und ſtützte ſich, bebend am ganzen Körper, auf die Lehne des nächſten Stuhles. In dem Auge des Freiherrn ſchimmerte etwas wie Mitleid mit dem furchtbar erregten Manne, den er vor eine ſo ſchreckliche Wahl geſtellt hatte, aber ſeine Stimme verrieth auch nicht den leiſeſten Anklang dieſer Empfindung, als er erwiderte:

„Gut. Ich werde Oberſt Wilten, den Comman-

danten der hiesigen Garnison, ersuchen, mein Secundant zu sein; er wird mit dem Deinigen das Nöthige ordnen."

Brunnow machte nur eine zustimmende Bewegung. Der Freiherr nahm seinen Hut vom Tische und trat dann nochmals vor den Doctor hin.

„Noch Eines, Rudolph!" sagte er langsam, aber mit Nachdruck. „Die Sache ist mir blutiger Ernst, und ich erwarte, daß Du den Zweikampf, der nach dem, was Du mir zugefügt hast, auf Tod und Leben gehen muß, nicht etwa zu einer Komödie gestaltest. Du wärst im Stande, in die Luft zu schießen. Zwinge mich nicht, das, was ich Dir soeben sagte, vor unseren Zeugen zu wiederholen. Mein Wort darauf: ich thue es, wenn Dein Schuß absichtlich fehl geht."

Brunnow hatte sich emporgerichtet, und aus seinen Augen flammte jetzt nur wilder, glühender Haß.

„Sei ruhig," antwortete er. „Was Du mir vorhin anzuhören gabst, begräbt den letzten Rest der Jugenderinnerungen. Du hast Recht, wir Beide können uns nur noch auf Tod und Leben gegenüberstehen. Auch ich weiß einen Schimpf zu rächen."

Beide standen einen Moment lang Blick in Blick. Sie redeten eine stumme, aber furchtbare Sprache; dann wandte sich Raven zum Gehen.

„Auf morgen denn! Ich gehe, den Oberſt aufzuſuchen.“

Er ſchob den Riegel von der Thür zurück und verließ das Zimmer. Draußen athmete er tief, tief auf, als ſei eine Laſt von ſeiner Bruſt geſunken, und ſchlug dann mit raſchem Schritte den Weg nach der Wohnung des Oberſt Wilten ein.

Der Spätherbſt war auch diesmal in R. und deſſen Umgebung ſo rauh und unfreundlich geweſen, wie er in der Nähe des Hochgebirges meiſt zu ſein pflegt. Jetzt aber, wo er Abſchied nahm, ſchien ſich das ſchwindende Leben der Natur noch einmal aufzuraffen. Die letzten Tage waren ungewöhnlich klar und mild geweſen, ſodaß man ſich um Monate zurückverſetzt glaubte. Die Erde träumte noch einen letzten kurzen Traum von Sonnenglanz und Sommerluft, ehe ſie ſich den eiſigen Banden des Winters gefangen gab.

Es war Nachmittag geworden. Freiherr von Raven ſaß am Schreibtiſche, mit der Durchſicht ſeiner Papiere beſchäftigt. Seine teſtamentariſchen Verfügungen waren zwar ſchon ſeit längerer Zeit getroffen, aber es gab doch noch ſo Manches zu ordnen. Oberſt Wilten hatte

ſich mit der größten Bereitwilligkeit zur Verfügung geſtellt. Wenn ihm auch eine Verbindung ſeines Sohnes mit der Raven'ſchen Famile jetzt nicht mehr wünſchenswerth erſchien, ſo drückte ihn doch das kalte, gezwungene Verhältniß, das ſeit jener Erklärung zwiſchen ihm und dem Freiherrn waltete, und er ergriff mit Eifer die Gelegenheit, dieſem einen Dienſt zu leiſten. Er hatte verſprochen, alles Nöthige abzumachen und ſelbſt die Nachricht über die näheren Beſtimmungen des Duells zu bringen, das auf morgen früh feſtgeſetzt war.

Raven hatte ſoeben einen Brief beendigt und ſchrieb jetzt die Adreſſe: Doctor Rudolph Brunnow. Seine düſtere Stirn furchte ſich noch tiefer, als er mit ſicheren und feſten Schriftzügen den Namen auf das Papier warf.

„Ich konnte es Dir nicht erſparen, Rudolph," ſagte er dumpf. „Du wirſt nie die unglückſelige Stunde verwinden, in der wir uns ſo gegenüberſtehen, aber es gab keinen anderen Ausweg."

Er legte den Brief bei Seite und ergriff von Neuem die Feder, aber diesmal ſchien ſie ſeiner Hand nicht gehorchen zu wollen. Es dauerte Minuten, ehe er die erſten Zeilen ſchrieb, dann hielt er plötzlich inne — begann von Neuem — ſtockte wieder und zerriß endlich das Blatt. Wozu denn auch noch ein Lebewohl! Jedes

Wort war ja doch in Bitterkeit getaucht. Der Brief konnte nur zu einem ewigen Vorwurf für die werden, an die er gerichtet war.

Der Freiherr warf die Feder von ſich und ſtützte den Kopf in die Hand. Er hatte nicht umſonſt den Augenblick gefürchtet, wo die einzige Empfindung, die ihn jemals ſchwach geſehen und die er tief in den Hintergrund zurückgedrängt hatte, ſich wieder Bahn brechen werde. Es war ihm gelungen, während der letzten Stunden ruhig zu erſcheinen, obgleich Haß, Empörung und tief gedemüthigter Stolz ſeine Seele tauſendfach zerriſſen; die gewohnte ſtrenge Pünktlichkeit hatte ihn auch beim Ordnen ſeiner Angelegenheiten nicht verlaſſen. Jetzt war Alles geordnet, Alles beendigt, bis auf eins — jetzt brach dieſes Eine wieder hervor, mit der alten unwiderſtehlichen Gewalt, und mit ihm brach die Faſſung des ſonſt ſo eiſernen Mannes zuſammen.

Freilich waren es keine weichen und zärtlichen Regungen, die ihn erfüllten. Die Natur Arno Raven's war nicht darnach geartet, zu entſagen oder zu verzeihen, wo er ſich verrathen glaubte. Sein eigener Wille hatte die Trennung verhängt und Gabriele fortgeſandt, und er bereute dies nicht. Entweder — oder war von jeher der Wahlſpruch ſeines Lebens geweſen; auch die

Geliebte hatte er entweder ganz oder ungetheilt beſitzen oder verlieren wollen. Nun wohl, er hatte ſie verloren, an einen Anderen verloren, der das mächtige Recht der Jugend und der erſten Liebe geltend zu machen wußte. Der Freiherr zweifelte nicht daran, daß die Beziehungen zu Winterfeld in der Reſidenz wieder aufgenommen wurden. Der tyranniſche Vormund, der ſo lange trennend zwiſchen dem jungen Paare geſtanden, trat ja nun zurück und gab ihnen volle Freiheit, ſich wieder einander zu nähern, und die Baronin war viel zu charakterlos, um ſich dauernd den Wünſchen ihrer Tochter zu widerſetzen, wenn die Furcht vor dem Schwager ſie nicht länger gefeſſelt hielt. Ueberdies nahm Winterfeld's Laufbahn ja jetzt einen ſo ungeahnten Aufſchwung und damit fiel das größte Hinderniß dieſer Verbindung. Es ging Alles ſeinen natürlichen, längſt vorgezeichneten Weg, den eine unſinnige Leidenſchaft vergebens zu kreuzen ſuchte. Wie konnte denn auch ein Weſen wie Gabriele eine ſolche Leidenſchaft verſtehen und erwidern! Es mochte ſie geblendet und ihrer Eitelkeit geſchmeichelt haben, der Gegenſtand derſelben zu ſein. Von tieferen Empfindungen war dabei keine Rede, und als es ſich um eine Wahl handelte, da wandte ſich das aufblühende Mädchen dem zu, der ihr Jugend und Glück zu bieten

hatte. Dieſes holde, ſonnige Geſchöpf gehörte nicht in die dunkle Stunde, wo die Ehre und das Leben eines Mannes zuſammenbrachen.

Der ſchöne, aber kurze Herbſttag neigte ſich zu Ende, und die Strahlen der Abendſonne ſuchten und fanden ihren Weg in das Zimmer. Durch das Bogenfenſter wogte ein breiter, goldiger Lichtſtrom in das Gemach und erfüllte es mit ſeltſam verklärendem Schimmer. Raven's Blick haftete düſter auf dieſem Lichtglanz. So war der Sonnenſtrahl auch in ſein Leben gedrungen, hatte eine kurze Zeit lang Alles in Gluth und Verklärung getaucht und war dann erloſchen, um ihn in Nacht und Einſamkeit zurück zu laſſen. Vergebens ſuchte er ſich von der Erinnerung loszureißen oder ſie in Bitterkeit zu erſticken, es führte ihn ja doch Alles wieder auf Gabriele zurück; jeder Gegenſtand, jeder Gedanke gewann Bezug auf ſie. Er hatte abgeſchloſſen mit der Vergangenheit, mit der Welt und dem Leben, aber die wilde, Alles überfluthende Sehnſucht nach dem einzigen Weſen, das er je geliebt, hielt ihn feſt an der Schwelle dieſes Lebens. Ein ſchwerer, qualvoller Athemzug rang ſich wie ein Stöhnen aus ſeiner Bruſt empor. Er war ja jetzt allein und brauchte die Maske ſtolzer unnahbarer Ruhe nicht mehr; ſie jetzt noch feſtzuhalten ging

über Menschenkräfte. Er preßte die Hand gegen die glühende Stirn und schloß die Augen.

Einige Zeit war so in dumpfem Hinbrüten vergangen; da wurde leise, fast unhörbar die Thür geöffnet und ebenso leise wieder geschlossen. Raven bemerkte es nicht, regte sich nicht, bis das Rauschen eines Frauenkleides ihn aufschreckte. Er wandte sich um und zuckte zusammen, aber der Aufschrei, der sich seinen Lippen entringen wollte, erstarb und keines Wortes mächtig starrte er die Erscheinung an, die doch nur ein Gebilde seiner Phantasie sein konnte. Ihm gegenüber, mitten in dem Lichtstrome, stand Gabriele, so regungslos, so goldig umwogt von den Strahlen, als sei sie wirklich nur eine Erscheinung, die die glühendste, leidenschaftlichste Sehnsucht herangezwungen hatte, und die in der nächsten Minute so spurlos wieder verschwand, wie sie gekommen war.

Der Freiherr hatte sich erhoben.

„Du — Du bist es," sagte er endlich mit stockendem Athem. „Ich glaubte Dich weit entfernt."

„Ich habe heute Morgen die Residenz verlassen," erwiderte das junge Mädchen leise. „Ich bin soeben erst angekommen. Man sagte mir, Du seiest in Deinem Zimmer."

Raven antwortete nicht; sein Blick hing noch immer

an der zarten, lichten Geſtalt, als könne er nicht an die Wirklichkeit ihrer Nähe glauben. Er wußte nur, daß ſie da war — wie, warum, darnach fragte er im Augenblicke nicht. Gabriele ſchien dieſes Schweigen zu mißdeuten; ſie ſtand ſcheu und ängſtlich da, als wage ſie es nicht, ihm zu nahen; endlich faßte ſie Muth und kam langſam näher.

„Wirſt Du mich wieder von Dir weiſen, Arno, wenn ich Dir ſage, daß Du mir Unrecht gethan haſt mit Deinem Verdachte? Ich hätte es längſt thun ſollen, aber Du ſtießeſt mich ſo rauh, ſo hart zurück — Du wollteſt mich nicht einmal anhören. Da regte ſich auch mein Trotz; ich wollte nicht um den Glauben bitten, den Du mir verſagteſt. Ich," ſie ſtand jetzt dicht an ſeiner Seite und ſah bittend zu ihm auf, „ich wußte nichts von jenem Angriff. Erſt in der Abſchiedsſtunde ſagte mir Georg, daß er in einen Kampf gegen Dich gehe. Ich drang vergebens in ihn; er wollte ſich nicht näher erklären, und wenige Minuten darauf mußten wir uns trennen. Seitdem erfuhr ich kein Wort, keine Silbe weiter, bis zu der Stunde, wo Du mir die Schrift vor Augen hielteſt. Hätte ich eine Ahnung davon gehabt, Du hätteſt es erfahren. Ich habe Dich nicht verrathen, Arno — gewiß nicht!"

Ihr Antlitz und ihre Stimme trugen deutlich genug den Stempel der Wahrheit. Raven ergriff mit einer heftigen Bewegung ihre Hand. Noch lag die wilde, forschende Unruhe in seinen Zügen, als er Gabriele an sich zog und, ohne ein Wort zu sprechen, ihr in das Auge sah, das mit feuchtem Schimmer, aber klar und fest dem seinigen begegnete. Einige Secunden lang dauerte dieses stumme unverwandte Anschauen; dann beugte der Freiherr sich plötzlich nieder und drückte seine Lippen auf die Stirn des jungen Mädchens.

„Nein, Du nicht!“ sagte er tief aufathmend. „Ich glaube Dir.“

Seine Hand umschloß fester die ihrige. Er sah erst jetzt, daß Gabriele in voller Reisekleidung war, nur ohne Hut und Mantel, die sie bereits abgelegt hatte. Noch war er weit entfernt, die Wahrheit zu ahnen; das bewies seine nächste Frage.

„Wo ist Deine Mutter? Und was veranlaßte Euch zu dieser plötzlichen Rückkehr? Ich erwartete Euch erst in einigen Wochen.“

In dem Gesichte des jungen Mädchens stieg langsam eine tiefe Röthe auf. „Mama ist in der Residenz zurückgeblieben. Ich habe mir die Erlaubniß zu dieser Reise von ihr erzwingen müssen. Sie gab erst nach,

als sie sah, daß es doch unmöglich war, mich zu halten. Ich bin nur in Begleitung unseres alten Dieners gekommen."

Raven folgte ihren Worten in athemloser Spannung; es überkam ihn wie die Ahnung eines grenzenlosen, unaussprechlichen Glückes, aber in demselben Augenblicke trat auch wieder der alte Schatten dazwischen.

„Und Winterfeld?" fragte er in beinahe schneidendem Tone.

Gabrielens Blick sank zu Boden, und ihre Stimme bebte in schmerzlicher Erregung.

„Ihm habe ich wehe thun müssen, bis in das innerste Herz hinein, aber er mußte die Wahrheit erfahren, ehe ich zu Dir ging. Georg weiß jetzt, wem meine Liebe allein gehört. Er hat mir mein Wort zurückgegeben; ich bin frei —"

Sie konnte nicht vollenden. Arno hatte sie bereits an seine Brust gerissen, sie fühlte sich von seinen Armen umfangen, fühlte seine Lippen auf den ihrigen, und alles Andere, auch der Gedanke an Georg's Schmerz, ging unter in der Seligkeit dieser Minute. Endlich richtete sich Raven wieder empor, aber ohne die Geliebte aus seinen Armen zu lassen.

„Und weshalb eiltest Du gerade jetzt zu mir?"

fragte er. „Du wußteſt ja nicht, konnteſt nicht wiſſen, was inzwiſchen geſchehen iſt.“

Gabriele blickte unter Thränen lächelnd zu ihm auf. „Ich wußte nur, daß eine neue, ſchwere Gefahr Dir drohte — und da wollte ich bei Dir ſein.“

Es klang ſo einfach und ſelbſtverſtändlich dieſes „da wollte ich bei Dir ſein“, aber Raven verſtand die ganze unendliche Hingebung, die in den wenigen Worten lag. Er blickte ſchweigend nieder auf das junge Weſen, das er eben noch ſo bitter angeklagt, für ſo ſchwankend und unſelbſtſtändig gehalten hatte und das ſich jetzt ſo entſchloſſen allen Banden entriß, um an ſeine Seite zu eilen und mit ihm unterzugehen. Mitten durch all die Nacht, die ihn umgab, brach es wie ein ſtrahlender Triumph, ſich ſo geliebt zu wiſſen.

Der goldene Lichtſtrom verſchwand allmählich, als die Sonne tiefer ſank, nur einzelne Strahlen ſuchten ſich noch ihren Weg durch das Fenſter, endlich erloſchen auch dieſe und nur ein matter, röthlicher Schimmer erfüllte das Gemach, der Abglanz der Abendröthe. Arno und Gabriele achteten nicht darauf. Er hatte ſie an ſeine Seite gezogen und ſprach zu ihr, aber nicht von Gefahr oder Untergang — ſie hatten beide vergeſſen, daß ſo etwas exiſtirte; ſie dachten nicht mehr

daran. Zum ersten Male lag kein Schatten, kein Mißverständniß zwischen ihnen; zum ersten Male konnten und durften sie einander angehören. Vergangenheit und Zukunft versanken ihnen in diesem Bewußtsein; sie fühlten nur, daß sie sich liebten und daß sie grenzenlos glücklich waren.

„Herr Oberst Wilten," meldete der eintretende Diener in gewohnter förmlicher Weise.

Raven sah auf, als werde er aus einem Traume geweckt, und fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Oberst Wilten?" wiederholte er langsam. „Ja so — das hatte ich vergessen."

Gabriele wurde aufmerksam. „Mußt Du den Oberst heute noch sprechen?" fragte sie, wie von einer unbestimmten Ahnung ergriffen. „Deine Empfangsstunden sind ja längst vorüber."

Der Freiherr stand auf. Der eben noch so strahlende Ausdruck seiner Züge war verschwunden.

„Ich habe ihn erwartet; es handelt sich um eine nothwendige Besprechung. — Ich lasse den Herrn Oberst bitten, mich im Salon zu erwarten. Ich bin sogleich bei ihm."

Der Diener entfernte sich. „Ich muß Dich verlassen, Gabriele;" sagte Raven, sich zu ihr wendend,

„Du weißt nicht, was es mich koſtet, Dich jetzt auch nur eine Minute lang von meiner Seite zu laſſen, aber was mir Wilten bringt, muß erledigt werden, wenn ich für den Abend frei ſein will. Dann gehören wir uns allein, und dann ſoll Niemand uns ſtören. Komm! Ich geleite Dich in Dein Zimmer!“

Er nahm ihren Arm und führte ſie durch die Bibliothek und über den Corridor nach dem anderen Flügel hinüber. Wenige Minuten ſpäter trat er in den Salon, wo der Oberſt ihn erwartete. Die Unterredung dauerte nur kurze Zeit. Nach kaum einer Viertelſtunde verließ Wilten wieder das Schloß, und der Freiherr zog ſich in ſein Arbeitszimmer zurück, wo er ſich von Neuem an den Schreibtiſch ſetzte. Er hatte die Wahrheit geſagt: es koſtete ihn unendlich viel, Gabriele auch nur auf Minuten zu entbehren, und doch entzog er ſich ihr auf eine volle Stunde. Sie konnte doch nicht an ſeiner Seite ſein, während er den Abſchiedsbrief an ſie ſchrieb. —

Im Schloſſe hatte die unerwartete Ankunft der Baroneß Harder allerdings Befremden erregt, um ſo mehr, als ſie ohne ihre Mutter eintraf, aber der alte Diener, der ſie begleitete, gab die nöthige Auskunft darüber. Der Freiherr hatte ſeine Schwägerin und deren Tochter brieflich zu ſich gerufen. Die Frau Baronin war

aber leider wieder erkrankt und noch zu angegriffen, um die Reise zu unternehmen; sie hatte deßhalb das Fräulein vorausgesandt und wollte in einigen Tagen nachkommen. Die Baronin hatte dieses Auskunftsmittel ergriffen, als sie die Unmöglichkeit einsah, ihre Tochter zu halten. Sie selbst war in der That nicht wohl, die Nachrichten des Grafen Selteneck hatten ihr einen erneuten Nervenanfall zugezogen, der sie hinderte, zu reisen, zur großen Erleichterung Gabrielens, die nur zu gut wußte, wie unwillkommen ihre Mutter dem Freiherrn in solchen Stunden war. Sie fügte sich geduldig dem Vorwande, und die einfache, natürliche Erklärung ihrer Abreise fand dort wie hier Glauben.

Der Abend war inzwischen hereingebrochen. Gabriele befand sich allein in ihrem Gemache und harrte auf die versprochene Rückkehr Arno's. Der Besuch des Oberst Wilten fiel ihr nicht besonders auf, denn vor ihrer Abreise hatten ja so häufig Conferenzen zwischen ihm und dem Freiherrn stattgefunden. Sie hatte das Fenster geöffnet. Träumend lehnte sie in der Fensterbrüstung, als endlich der ersehnte Schritt sich hören ließ. Sie flog dem Kommenden entgegen, und er schloß sie in die Arme, als sei diese Stunde eine endlose Trennung gewesen.

„Jetzt bin ich frei!" sagte der Freiherr innig.

„Ganz frei, meine Gabriele. Jetzt gehöre ich Dir allein.“

Gabriele sah zu ihm auf. Sein Antlitz war bleicher als sonst, aber es lag eine tiefe, ernste Ruhe darauf.

„Der Oberst hat Dir doch nichts Unangenehmes gebracht?“ fragte sie besorgt.

„Nein, nur etwas Nothwendiges!“ erwiderte Raven mit vollster Gelassenheit, aber zugleich entzog er sich, wie zufällig, dem hellen Lichtkreise der Lampe und trat mit dem jungen Mädchen an das Fenster. Die Luft wogte herein, kühl zwar, aber mild wie an einem Frühlingsabende, und draußen lag die Gegend im hellsten Mondlichte.

„Ich habe das Fenster geöffnet,“ sagte Gabriele. „Es war so dumpf im Zimmer, und der Abend ist so schön.“

„Ja, sehr schön!“ wiederholte der Freiherr, in Gedanken verloren hinausblickend, dann wandte er sich plötzlich wieder zu seiner jungen Gefährtin. „Du hast Recht, man fühlt sich heute so beengt und gedrückt in den geschlossenen Räumen. Es drängt mich förmlich, einmal draußen im Freien aufzuathmen. Wollen wir hinunter in den Schloßgarten?“

Gabriele willigte sofort ein. Der Freiherr nahm ihren Reiseshawl, der noch auf dem Sopha lag, und

hüllte ihn sorgfältig um die schlanke Gestalt; dann verließen sie beide das Zimmer.

Im Schloßgarten herrschte, wie gewöhnlich, Einsamkeit und Stille, aber seine Sommerpracht war längst dahingeschwunden. Das dichte Blätterdach, das ihn sonst in tiefen Schatten hüllte, hatte sich gelichtet; die mächtigen Linden standen halb entlaubt, und das Mondlicht lag voll und klar auf den Rasenflächen. Noch rauschte der Nixenbrunnen und warf unermüdlich die weißen Wasserschleier empor, und die Beiden, denen sein Rauschen so verhängnißvoll geworden war, standen jetzt wieder an seinem Rande, umsprüht von dem fallenden Tropfenregen.

Raven blickte mit einem seltsamen Gemisch von Zärtlichkeit und Düsterheit auf seine Begleiterin nieder. „Die ‚Nixenrache' hat mich doch erreicht," sagte er halblaut. „Warum wagte ich es auch, der Nixen und ihres Zaubers zu spotten! Ich habe den Ort seit jenem Tage nicht wieder betreten, heute aber zog es mich unwiderstehlich hierher. Einmal noch mußte ich doch den Quell sehen."

Gabriele schreckte bei den letzten Worten empor. „Einmal noch? Was heißt das, Arno? Was willst Du damit sagen?"

Es lag eine ahnungsvolle Angst in der Frage.

Arno lächelte und strich beruhigend mit der Hand über das blonde Haar des jungen Mädchens.

„Sei doch nicht so schreckhaft! Es heißt nur, daß ich das Schloß und die Stadt in den nächsten Tagen verlassen werde. Der Schlag, von dem Du meintest, daß er nur drohte, ist bereits gefallen — seit heute Morgen habe ich aufgehört, Gouverneur der Provinz zu sein."

„Also haben sie Dich doch bis zum Aeußersten getrieben," sagte Gabriele leise. „Du hast Deine Entlassung genommen?"

„Nein — erhalten!" Die Lippen des Freiherrn zuckten, aber er vermochte es doch jetzt, das Wort auszusprechen, das eine so grenzenlose Demüthigung für ihn einschloß.

„Erhalten?" wiederholte Gabriele. „Ohne daß Du darum nachsuchtest? Das ist ja —"

„Beleidigung!" vollendete Raven, als sie inne hielt. „Oder Verurtheilung, wie Du es nehmen willst. Man läßt dem Gestürzten sonst wenigstens der Welt gegenüber den Ausweg, seinen Abschied selbst zu verlangen. Mir ist auch das versagt worden."

„Und was wirst Du nun thun? fragte Gabriele nach einer Pause.

„Nichts!" entgegnete der Freiherr kalt. „Meine

öffentliche Laufbahn ist zu Ende. Ich werde auf meine Güter gehen und dort — weiter leben."

„Wirst Du es können, Arno? Du selbst sagtest mir einst, daß Wirken und Herrschen Lebensbedingungen für Dich seien, daß Du ein zweckloses Dasein in dem ruhigen, immer gleichen Kreise des Alltagslebens nicht ertragen würdest."

„Vielleicht lerne ich es. Es lernt sich ja so Manches im Leben. Ich muß es wenigstens versuchen."

„Und ich gehe ja mit Dir," flüsterte Gabriele mit vollster Innigkeit. „Ich bleibe an Deiner Seite für immer."

„Ja wohl — für immer!" Raven lächelte, wie vorhin, aber er vermied es, Gabrielens Blicken zu begegnen. Er umfaßte sie sanft und zog sie nach der Bank in der Nähe der Fontaine. Dort warf die größte der Linden, die noch zur Hälfte ihren Blätterschmuck trug, ihren Schatten, und dort verrieth das helle Mondlicht nicht jede Bewegung der Züge. Der Freiherr konnte den besorgten, beobachtenden Augen nicht länger Stand halten. Sie waren gefährlich, diese Augen, die mit dem Instincte der Liebe durch alle Schleier hindurchsahen und denen doch etwas verschleiert werden mußte.

Arno saß eine Zeitlang schweigend an Gabrielens Seite. Er empfand den ganzen Frieden dieser Umgebung nach all den Stürmen der letzten Wochen und Monden. Auch in seinem Innern hatte es ausgestürmt. So lange es noch etwas zu bekämpfen und zu vertheidigen gab, hatte er auf dem Kampfplatze gestanden, äußerlich unbewegt. Wie es in seiner Seele aussah, in dieser furchtbaren Zeit, wo die beiden vorherrschenden Leidenschaften seines Lebens, Stolz und Ehrgeiz, Tag für Tag verwundet, gemartert und durch tausende von Demüthigungen und Quälereien endlich bis zu Tode getroffen wurden — das wußte nur er allein. Jetzt waren Kampf und Qual zu Ende, und die Ruhe eines letzten unabänderlichen Entschlusses nahm auch der Erinnerung ihren schärfsten Stachel.

„Gabriele, Du hast noch nicht einmal gefragt, was mich stürzte," begann der Freiherr endlich wieder, „und doch kennst Du die Anklage. Glaubst Du daran?"

„Wozu sollte ich erst fragen? Ich wußte ja, daß es nur Lüge und Verleumdung war."

„Also Du wenigstens glaubst noch an mich!" sagte Raven mit einem tiefen Athemzuge. „Du allein!"

„Ich habe nie auch nur einen Augenblick an Dir gezweifelt. Aber weshalb schweigst Du zu jener An-

klage? Weshalb trittst Du ihr nicht mit voller Macht entgegen? Schon um Deiner selbst willen mußt Du sie niederwerfen."

„Ich habe die Beschuldigung öffentlich für eine Lüge erklärt — Du siehst es, welchen Glauben mein Wort gefunden hat, und Beweise stehen mir so wenig zu Gebote, wie denen, die mich anklagen. Es gab nur Einen, welcher mich von dem Verdachte hätte reinigen können, Deinen Großvater, und den deckt längst das Grab."

„Meinen Großvater?" fragte Gabriele überrascht. „Er starb, als ich noch ein Kind war, aber ich hörte von meinen Eltern, daß Du sein Liebling und Vertrauter gewesen bist."

Raven blickte, in düsteres Nachsinnen verloren, vor sich hin. „Er war eine durchaus ungewöhnliche Natur. Vielleicht war das der Grund, weshalb wir Beide uns stets verstanden, denn auch ich habe nie die Alltäglichkeit zur Richtschnur meines Denkens und Handelns gemacht. Er war freilich auf den Höhen des Lebens geboren, die ich erst erklimmen mußte. Aristokrat durch und durch, besaß er doch Gerechtigkeit genug, um Begabung und Charakter anzuerkennen, auch wenn sie sich außerhalb seiner Sphäre regten, das habe vor Allen

ich erfahren. Es war keine Kleinigkeit für den reichen ſtolzen Grafen, für den allmächtigen Miniſter, die Hand ſeiner Tochter einem jungen bürgerlichen Beamten zuzuſagen, der ſich ſeine Zukunft erſt erobern ſollte. Dein Großvater wußte es freilich, daß ich ſie mir erobern werde, und einem Anderen meines Standes hätte er nie ſeine Tochter vermählt. Ihm verdanke ich Alles, was ich geworden bin; er iſt mir bis zu ſeinem Tode ein Freund und Vater geweſen, und doch wollte ich, ſeine Hand hätte damals nicht in mein Leben eingegriffen und mich gewaltſam auf eine andere Bahn geriſſen. Sie führte mich empor zu der erträumten Höhe — aber der Preis, den ich dafür zahlen mußte, war zu hoch."

Er ſchwieg und ſah wieder in die duftverſchleierte Ferne hinaus. Gabriele legte bittend die Hand auf ſeinen Arm.

„Arno, ich weiß es längſt, daß irgend etwas Dunkles, Schweres in Deinem Leben liegt, und ich weiß auch, daß es ein Unglück und keine Schuld iſt. Willſt Du es mir nicht enthüllen? Ich habe jetzt doch wohl ein Recht darauf."

„Du haſt es," ſagte Raven ernſt. „Du ſollſt es erfahren."

Gabriele blickte in banger Erwartung zu ihm empor. Er legte den Arm um ihre Schulter und zog sie näher zu sich.

„Du weißt, daß ich aus den einfachsten bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangen bin. Der frühe Tod meiner Eltern lehrte mich, früh für mich selber einzustehen. Ich war in den Staatsdienst getreten und mußte meine Laufbahn von unten auf beginnen. In jener Zeit, wo der Sturm der Revolution durch das Land tobte und die Hauptstadt sich in offener Empörung, im Kampfe mit der Regierung befand, war ich in eine abgelegene kleine Provinzialstadt festgebannt; und das allein bewahrte mich vor der Theilnahme an jenen Bestrebungen, denen ich aus voller Ueberzeugung anhing. Schon im nächsten Jahre wollte der Zufall, daß ich nach der Residenz versetzt wurde; ich kam in nähere Berührung mit meinem Chef, der damals soeben erst das Ministerium übernommen hatte und die Reactionsperiode einzuleiten begann. Er mußte wohl entdeckt haben, daß ich mit einem anderen Maße gemessen werden durfte, als seine übrigen Beamten, denn er bevorzugte mich entschieden, und ich fühlte, daß er mich und meine Leistungen mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgte. Noch fehlte mir freilich jede Gelegenheit,

mich auszuzeichnen. In der Residenz fand ich Rudolph Brunnow, meinen Jugendfreund von der Universität, wieder. Noch gährte es überall, wenn man auch der Bewegung selbst Herr geworden war, und all die gewaltsam unterdrückten Elemente, die sich nicht mehr offen regen durften, fanden sich im Geheimen zusammen. Auch ich wurde durch Brunnow in die Kreise gezogen, denen ich längst durch meine Ueberzeugung angehörte. Er stand an der Spitze einer geheimen Verbindung, deren Mitglied auch ich wurde. Wir glaubten an Ideale, Unmöglichkeiten, die in der Wirklichkeit nie eine bleibende Stätte gefunden hätten, aber wir hätten eher unser Leben hingegeben, als davon gelassen."

Raven schwieg einen Moment lang. Die Erinnerung schien ihn noch jetzt völlig zu beherrschen.

„Da kam die Katastrophe," fuhr er dann leidenschaftlicher fort, „wir wurden beargwohnt und beobachtet, ohne daß wir es ahnten, bis der Minister selbst eingriff. Er mußte voraussetzen, daß ich irgendwie betheiligt sei, denn er ließ mich eines Tages rufen und stellte mich zur Rede, aber nicht wie einen Verbrecher, den man überführen will. Es geschah in gütiger, beinahe väterlicher Weise, und das entwaffnete mich. Ich kannte ihn damals noch zu wenig, um zu wissen,

welch ein ſtarrer, unverſöhnlicher Gegner der Revolution er war; ich ließ mich, wie ſo Viele, durch die Mäßigung und Vorſicht täuſchen, die er im Anfange zeigte. Ich ließ mich hinreißen, meine politiſchen Anſichten offen zu bekennen und zu vertheidigen — an dieſer Stelle zu vertheidigen!

Es war eine ſchwere Uebereilung, und ich habe ſie furchtbar büßen müſſen. Zwar fiel kein Wort über das Geheimniß, das ich zu wahren hatte, und der Miniſter machte auch keinen Verſuch, es von mir zu erfahren. Er kannte mich und wußte, daß mir weder Verſprechungen noch Drohungen einen Verrath entreißen würden, aber mein leidenſchaftliches Aufflammen ſelbſt, meine unvorſichtige Parteinahme für jene Ideen zeigten dem erfahrenen Staatsmanne, wo die längſt geſuchte Spur zu finden ſei. Er entließ mich ſcheinbar wohlwollend, aber kaum hatte ich meine Wohnung wieder betreten, ſo wurde ich verhaftet; meine Papiere wurden mit Beſchlag belegt und mir jede Möglichkeit genommen, meinen Freunden eine Nachricht zukommen zu laſſen. Das nächſte Opfer war Rudolph, den man als meinen Freund und Vertrauten kannte. Bei ihm fand man die Correſpondenzen unſerer Verbindung und damit den Schlüſſel zu allem Uebrigen. Noch

vier unſerer Gefährten theilten unſer Schickſal; der Schlag kam ſo unerwartet, daß Keiner ſich zu retten vermochte.

Die Anklage lautete auf Hochverrath — wir mußten auf Alles gefaßt ſein. Da, nach kurzer Zeit, wurde ich wieder zum Miniſter geführt, der mir ankündigte, daß ich meiner Haft entlaſſen ſei. Er habe ſich überzeugt, daß ich nur der Verführte, das Opfer Brunnow's und ſeiner Genoſſen geweſen ſei, und wolle das Geſchehene verzeihen, ſobald ich mein Ehrenwort gebe, ein= für allemal mit den revolutionären Beſtrebungen zu brechen. Ich ſtarrte meinen Chef wie betäubt an. Kannte er meine Stellung zu der Sache wirklich nicht, oder wollte er ſie nicht kennen? Mein Name war allerdings nirgends genannt worden. Rudolph galt als unſer Haupt, aber ein ſo ſcharfblickender Mann wie der Miniſter mußte wiſſen, daß die paſſive, unſelbſtſtändige Rolle eines blos Verführten meinem ganzen Charakter widerſprach. Ich ahnte damals noch nicht, daß er blind ſein wollte, um verzeihen zu können. Ich ver= weigerte entſchieden das geforderte Verſprechen, weil es Verrath an meiner Ueberzeugung ſei, und erklärte, das Schickſal meiner Freunde theilen zu wollen.

Der Miniſter behielt ſeine unerſchütterliche Ruhe

und wiederholte ſein Anerbieten. ‚Ich gebe Ihnen vier Wochen Bedenkzeit,‘ ſagte er. ‚Ich ſetze zu viel Hoffnungen auf Sie und Ihre Zukunft, um Sie in dieſem wüſten Demagogentreiben zu Grunde gehen zu laſſen. Dieſer Kopf kann dem Staate beſſere Dienſte leiſten, als ſich auf einer Feſtung oder im Exile mit unfruchtbaren Verſchwörungsplänen abzumühen. Sie ſind nicht der Erſte, der einen begangenen Irrthum einſieht und ſpäter zum eifrigſten Verfechter der Sache wird, die er einſt bekämpfte, und gerade der Trotz, mit dem Sie jetzt die gebotene Rettung von ſich ſtoßen und die Umkehr verweigern, zeigt mir, daß ich die Verantwortung übernehmen darf, Ihnen wieder den Staatsdienſt zu öffnen, wenn Sie wirklich umkehren. Noch hat Sie Niemand angeklagt, und es hängt von Ihnen ab, ob die Anklage überhaupt erhoben werden ſoll. Die wenigen Beweiſe, welche Sie compromittiren, ſind in meinen Händen und werden vernichtet, ſobald ich Ihr Wort habe. In vier Wochen erwarte ich Ihre Entſcheidung. Vorläufig ſind Sie frei und haben die Wahl zwiſchen einer ehrenvollen, vielleicht glänzenden Laufbahn und dem Untergange‘ — damit entließ er mich.“

„Und Du haſt die Wahl getroffen?“ fragte Gabriele.

„Ich — nein!“ entgegnete Raven bitter. „Für mich gab es überhaupt keine Wahl mehr; man hatte dafür gesorgt, daß sie mir erspart blieb. Meine ersten Schritte galten dem Versuche, zu erfahren, wie viel von unserer Sache verloren, wie viel davon gerettet war. Ich suchte meine Freunde auf und fand einen Empfang, auf den ich nun freilich nicht vorbereitet war. ‚Verrath!‘ schrie man mir entgegen; ‚Verrath!‘ tönte es von allen Seiten, wo ich mich nur blicken ließ.‘ Haß, Empörung, Abscheu wogten mir in allen Tonarten entgegen. Im ersten Augenblicke begriff ich nicht, was das zu bedeuten habe — es wurde mir nur zu bald klar.

Man hielt mich für den Verräther, der die Entdeckung herbeigeführt hatte. Meine amtliche Stellung, die offenbare Gunst meines Chefs hatten schon früher Anlaß zum Mißtrauen gegen mich gegeben; jetzt lag es klar am Tage: Ich war das Werkzeug, der Spion des Ministers gewesen; ich hatte ihm unsere Geheimnisse preisgegeben und verkauft. Meine eigene Verhaftung war nichts als eine Komödie, ein abgekartetes Spiel, um mich der Rache der Verrathenen zu entziehen, und meine Freilassung bewies ja sonnenklar, daß ich mit den Feinden im Bunde sei — ich erkannte es jetzt, daß die Großmuth meines Chefs keine so unbedingte war,

wie ich glaubte. Er hatte sich gesichert, als er mich freiließ, und mir die Rückkehr in das ‚Demagogentreiben' ein für alle Mal verschlossen.

Anfangs stand ich fassungslos vor der furchtbaren Anklage, dann erhob ich mich mit vollster Empörung dagegen. Ich gestand offen meine Unvorsichtigkeit ein, die einzige Schuld, die ich mir beimessen konnte. Ich erzählte meine Unterredung mit dem Minister — es war umsonst, man hielt das für leere Ausflüchte. Das Verdammungsurtheil über mich war einmal ausgesprochen und wurde nicht zurückgenommen. Ein Einziger hätte mir vielleicht geglaubt — Rudolph Brunnow! Ihn traf der Schlag am schwersten, und doch, hätte ich vor ihn hintreten können, Auge in Auge, und ihm sagen: ‚Es ist eine Lüge, Rudolph, ich bin kein Verräther!' er hätte mir die Hand gereicht und mit mir vereint die Verleumdung bekämpft. Aber er war im Gefängnisse. Ich konnte nicht bis zu ihm dringen. Ich gab den Uebrigen mein Ehrenwort, man antwortete mir, daß ich keine Ehre mehr zu verlieren habe, und verweigerte mir sogar die Genugthuung für diesen Schimpf, denn mit Spionen schlage man sich nicht. — Die verfolgten, gehetzten und bis zum Wahnsinn gereizten Menschen waren keines unbefangenen Urtheils fähig,

und ich fürchte, ihr Verdacht ist absichtlich auf mich gelenkt worden. Erfahren habe ich es freilich nie, aber meine Begnadigung drückte das Siegel auf den Verdacht.

Nach vier Wochen stand ich wieder vor dem Minister. Ich hatte Alles versucht, mich von dem schändlichen Verdachte zu reinigen, und Alles war gescheitert. Ich blieb ausgestoßen, gemieden, verfehmt von meinen Parteigenossen, aber auch ich war jetzt fertig mit ihnen. Bis hierher war ich ohne Schuld. Noch lag ein letzter Ausweg vor mir; ich konnte mein Vaterland verlassen und anderswo ein neues Leben beginnen, um meiner Ueberzeugung treu zu bleiben, wie Rudolph es später that, als er frei wurde. Das hätte mich schließlich doch gerechtfertigt, wenn auch erst nach Jahren, aber für den Heroismus des Märtyrerthums habe ich nie Verständniß besessen. Auf der einen Seite stand das Exil mit all seinen Entsagungen und Bitterkeiten, auf der anderen eine Laufbahn, die meinem Ehrgeiz volle Befriedigung verhieß. Ich täuschte mich nach den letzten Vorgängen nicht mehr darüber, was von mir verlangt wurde, wenn ich das Anerbieten meines Chefs annahm, aber Alles in mir gährte auf in glühendstem Hasse gegen die, welche mich verurtheilten, ohne mich auch

nur zu hören. Der erlittene Schimpf, die Ungerechtigkeit der ehemaligen Freunde trieben mich geradewegs in das Lager der Feinde hinüber. Ich wußte, daß der Preis meiner neuen Laufbahn meine Ueberzeugung war, und — ich brach mit meiner Vergangenheit und leistete das geforderte Versprechen."

Die Stimme des Freiherrn, seine kurzen, heftigen Athemzüge verriethen, wie furchtbar diese Erinnerungen in ihm wühlten. Gabriele hörte in angstvoller Spannung zu, aber sie wagte es jetzt nicht, ihn mit einer Frage zu unterbrechen. Er hatte sie aus seinen Armen gelassen, und sein Ton klang matt und dumpf, als er fortfuhr:

„Von diesem Augenblicke an kennst Du und die Welt meine Laufbahn. Ich wurde der Secretär des Ministers, wurde sein Freund und Vertrauter, schließlich sein Schwiegersohn. Sein mächtiger Einfluß räumte all die Hindernisse fort, die dem bürgerlichen Emporkömmlinge im Wege standen, und als die Bahn erst einmal frei war, da brauchte ich nur meine eigenen Kräfte zu regen. Daß meine ganze Vergangenheit dabei vernichtet und verleugnet werden mußte, war selbstverständlich; ich hatte es ja gewußt und es lag nicht in meinem Charakter, irgend etwas halb zu thun. Meine

Natur neigte ohnehin zum Despotischen, Macht und Herrschaft hatten stets für mich einen beinahe dämonischen Reiz gehabt, jetzt lernte ich sie kennen und eine unglaublich schnelle Carrière und glänzende äußere Erfolge halfen mir schneller, als ich glaubte, über die alten Erinnerungen hinweg. Der stete Einfluß meines Schwiegervaters, den ich aufrichtig verehrte, die Kreise, in denen ich fortan lebte, thaten das Uebrige. Ich mußte vorwärts, ohne umzublicken, und ging vorwärts. Der Weg führte freilich über die Trümmer meiner einstigen Ideale, aber ich erreichte das Ziel — um so zu enden!"

„Aber es ist ja nur eine Verleumdung, eine Lüge, die Dich stürzt!" fiel Gabriele ein. „Das wird und muß doch offenbar werden."

Raven schüttelte finster das Haupt. „Kann ich die Welt zu dem Glauben zwingen, den sie mir versagt? Ich habe es ja bereits aus dem Munde Rudolph Brunnow's hören müssen, daß ich das Recht auf Glauben verwirkt habe. Er freilich kann jeder Anklage entgegentreten mit seiner reinen Stirn, seine Vertheidigung würde nicht ungehört verhallen, denn seine Vergangenheit, sein ganzes Leben zeugt für ihn — die meinige verurtheilt mich. Wer seine Ueberzeugung abschwor,

der kann ja wohl auch seine Freunde verrathen haben. Der Fluch jener unseligen Stunde, in der ich mir selbst untreu wurde, fällt jetzt auf mich und macht mich ohnmächtig, der Verleumdung zu begegnen, die mich stürzt."

„Und wer stürzt Dich?" rief Gabriele aufwallend. „Die, um deren willen Du das Alles gethan, denen Du Alles geopfert hast. O, welche Undankbarkeit!"

„Habe ich denn ein Recht, Dankbarkeit von ihnen zu verlangen?" fragte Raven mit ruhiger Bitterkeit. „Zwischen uns hat nie irgend ein Band des Vertrauens existirt. Sie brauchten mich zur Ausführung ihrer Pläne, und ich brauchte sie um emporzusteigen. Es war ein ewiger Kriegszustand, ein ewiges Abwägen der gegenseitigen Kräfte. Ich habe sie oft genug die Macht des gehaßten Emporkömmlings fühlen lassen; jetzt, da die Macht in ihren Händen ist, stürzen sie mich. Ich konnte und durfte nichts Anderes erwarten, aber ich fühle jetzt, daß Rudolph Recht hat. Es ist doch etwas werth, an sich selber und an seine Ideale zu glauben. Wer mit und für seine Ueberzeugung fällt, der kann auch den Fall ertragen. Wer wie ich die besten Kräfte seines Lebens an eine Sache setzte, der er kein Herz entgegenbrachte und die er im Grunde seiner Seele anklagen

und verachten mußte, dem bleibt nichts, woran er sich im Sturze halten kann."

„Und ich?" sagte Gabriele vorwurfsvoll.

„Ja Du!" rief der Freiherr mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit aufflammend. „Du bist mir noch allein geblieben. Ohne Dich hätte ich dieses Ende nicht ertragen."

„Wirst Du es denn überhaupt ertragen?" fragte das junge Mädchen beklommen. „Ach, Arno, mir ist, als könnte auch ich Dich nicht mit einer Zukunft versöhnen, in der alles fehlt, was Dein eigentliches Leben ausmacht. Du wirst Dich verzehren in der Einsamkeit, auch wenn ich an Deiner Seite bin."

„Laß das jetzt!" sagte Raven sanft ablenkend. „Davon sprechen wir später. Ich habe den Schleier von meiner Vergangenheit gezogen; Du solltest sie und mich ganz kennen lernen. Jetzt aber ist es genug mit den düsteren Erinnerungen; sie sollen uns nicht länger diese Stunde trüben."

Er richtete sich empor mit einem Ausdruck, als wolle er alles Quälende weit hinter sich werfen. Sie war in der That schön, diese Stunde in der mondbeglänzten Einsamkeit des Gartens. Die halbentlaubten Bäume, die blumen- und duftlose Erde, all die traurigen Zeugen

des Herbſtes ſchienen ihren längſt verlorenen Reiz zurückzugewinnen in dem geiſterhaften Lichte, das ſo mild verſchleierte, was ihnen die Herbſtſtürme geraubt hatten, und ſie in ſeinen verklärenden Glanz tauchte.

In träumender Stille lag der Schloßgarten und die weite Landſchaft, auf die er den Blick eröffnete. Jetzt leuchtete ſie freilich nicht mehr in der goldigen Klarheit des Sommertages; heut ruhte das Thal halb verborgen im duftigen Schimmer der Mondnacht. Vom Fuße des Schloßberges her blinkten die Lichter der Stadt herauf, deren Dächer und Thürme ſich hellbeſchienen in die Nachtluft emporhoben. Deutlich ſtanden die nächſten Berggipfel da; die zackigen Felshäupter ſchienen ſich von der dunklen Maſſe Gebirges loszulöſen, aber weiterhin wurden die Linien zarter, unbeſtimmter und die ferneren Höhenzüge verſchwanden ganz im bläulich ſchimmernden Duft. Das bleiche Licht überſtrömte wie mit unendlichem Frieden all die Wälder, die Höhen und Ortſchaften ringsum. Unten im Thale, auf den Wieſen und Feldern regte ſich geheimnißvolles Nebelweben, nur hier und da blitzte eine der Windungen des Fluſſes auf. Hoch oben wölbte ſich der Himmel in ſeiner Sternenpracht, und über dem Allen lag es wie ein zarter, durchſichtiger Schleier, aus Mondes-

ſtrahlen und Nebelduft gewoben — es war ein Bild von traumhafter Schönheit und tiefer unausſprechlicher Ruhe.

Auch hier oben ſchwebte der Nebelduft über dem Raſen, und der Mondesſtrahl webte ringsum ſeine phantaſtiſchen Gebilde. Die grauen, moosbewachſenen Geſtalten des Nixenbrunnens ſchienen Leben zu gewinnen in dieſen Strahlen; es war als regten ſie ſich unter dem feuchten Waſſerſchleier, der, voll und ganz von dem weißen Lichte getroffen, wie ein funkelnder Silberregen aufſprühte und wieder niederſank. In ſein Rieſeln und Rauſchen miſchten ſich all die Stimmen, die nur in der Stille der Nacht aufwachen, dunkel und räthſelhaft wie die Nacht ſelbſt. Der Wind ruhte; die Luft war völlig unbewegt, und doch regte ſich oft ein Flüſtern und Wehen, das wie Geiſterhauch vorüberzog und dahinſtarb.

Der Abend war ſo mild und klar, daß man ſich in den Frühling zurückträumen konnte, und es war auch ein Frühlingstraum, der jetzt durch die Seele Raven's zog. Freilich ein ſpäter, kurzer Traum, aber für ihn drängte ſich darin doch alle Seligkeit zuſammen, welche die Erde nur zu geben vermag, und dies Geſtändniß ſtrömte jetzt heiß und innig über ſeine Lippen, während

er das holde junge Weſen in den Armen hielt, das ihn Liebe und Glück kennen gelehrt hatte. Wer Arno Raven in dieſer Stunde ſah und hörte, der begriff es, daß er trotz ſeiner Jahre und ſeiner ſtrengen Verſchloſſenheit, trotz all der Schattenſeiten ſeines Charakters, doch Sieger bleiben mußte gegen jeden Andern, wo er wirklich liebte. All die lang zurückgehaltene Gluth und Zärtlichkeit flammte wieder in ihm auf, jedes Wort, jeder Blick ſprach von einer Leidenſchaft, die in ſolcher Macht und Tiefe in keiner Jünglingsbruſt, ſondern nur in der Seele des Mannes lodern kann. Das fühlte auch Gabriele, als ſie, dicht an ihn geſchmiegt, das Haupt an ſeine Schulter gelehnt, mit glückſeligem Lächeln zu ihm empor ſah. Die trüben beklemmenden Ahnungen hielten nicht Stand vor dem Zauber, den die Nähe des Geliebten ausübte, und in ſeine Worte hinein klang wieder das Rieſeln des Quells, die einförmig ſüße Melodie, unter der die Liebe aufgewacht war. Das „Eden von Glückſeligkeit“, das einſt in der ſchimmernden Ferne, weit hinter den blauen Bergen zu liegen ſchien, war jetzt herangeſchwebt und umſchloß die Beiden. Es war eine Stunde ſo vollen, reinen Glückes, wie ſie das Leben nur einmal geben kann — ſie wog aber auch ein ganzes Leben auf.

Unten in der Stadt verkündeten die Uhren langsam und deutlich die elfte Stunde. Der Freiherr zuckte leise zusammen bei dieser Mahnung, dann erhob er sich rasch, wie mit einem gewaltsamen Entschlusse.

„Wir müssen in das Schloß zurückkehren," sagte er. „Die Nacht wird kühl, und Du bedarfst der Ruhe nach Deiner schnellen und anstrengenden Reise. Komm, Gabriele!"

Sie legte ohne Widerspruch ihren Arm in den seinigen und folgte ihm. Sie schritten an dem Nixenbrunnen vorüber und verließen den Garten. Die Thür schloß sich hinter diesem mondbeglänzten Frieden, hinter dieser Stunde des Glückes — der Frühlingstraum war zu Ende.

Oben im Schlosse, in dem Corridor, der zu den Zimmern der Baronin Harder führte, blieb der Freiherr stehen. Versagte auch ihm die eiserne Kraft? Sein ganzes Wesen bäumte sich auf im wilden Schmerze des Scheidens, aber er hatte nicht umsonst die ahnungsvollen Fragen Gabrielens gehört. Er wußte, daß die geringste Unvorsichtigkeit seinerseits ihr Alles verrathen und sie einer nutzlosen Todesangst preisgeben würde. Der Schlag mußte nun einmal fallen; besser er traf sie unerwartet.

„Gute Nacht!“ ſagte Gabriele ahnungslos, ihm die Hand reichend. „Wir ſehen uns ja morgen wieder.“

„Morgen!“ wiederholte Raven ſchwer. „Ja, gewiß.“

Er hob ſanft das Haupt des jungen Mädchens empor, ſo daß es voll von dem Lichte der herabhängenden Lampe beleuchtet wurde, und ſah lange in das holde Antlitz, das jetzt wieder von dem roſigen Hauche des Glückes umfloſſen war, in die klaren, ſonnigen Augen — ſo lange und tief, als wolle er dieſes Bild für ewig feſthalten. Dann beugte er ſich nieder und küßte ſie.

„Lebe wohl, meine Gabriele — gute Nacht!“

Gabriele entzog ſich leiſe ſeinen Armen und ging. Auf der Schwelle ihres Zimmers blieb ſie noch einmal ſtehen und warf einen letzten Gruß zurück; dann ſchloß ſich die Thür hinter ihr. Arno ſtand regungslos und blickte auf die Stelle, wo ſein „Sonnenſtrahl“ verſchwunden war. Seine Stimme bebte, als er halblaut ſagte:

„Armes Kind, wie wirſt Du erwachen!“

Der nächſte Tag begann mit einem trüben, dichtverſchleierten Nebelmorgen, wie ihn der Spätherbſt häufig bringt. Es war noch ſehr früh, und draußen

war es eben erſt hell geworden, als Oberſt Wilten das Schloß betrat. Er kam zu Fuße und wurde von einem Diener, der bereits Weiſung erhalten hatte, ſofort in das Zimmer des Freiherrn geführt. Gleich darauf erſchien dieſer ſelbſt. Er war bereits fertig, aber in ſeinen Zügen deutete auch nicht die leiſeſte Spur auf eine unruhige oder durchwachte Nacht hin. Er hatte in der That tief und feſt geſchlafen, bis zu dem Augenblicke, wo ſein Diener ihn weckte, und begrüßte jetzt mit ruhigem Ernſt den Oberſt. Man wechſelte einige Bemerkungen über den Nebel, über die Fahrt, über Ort und Stunde der verabredeten Zuſammenkunft. Dann zog Raven den Schlüſſel zu ſeinem Schreibtiſche hervor und übergab ihn dem Oberſt.

„Ich möchte Sie erſuchen, für den Fall meines Todes die erſten und nothwendigſten Anordnungen zu übernehmen," ſagte er. „Meine Papiere ſind geordnet. Dort in jenem Fache liegt mein Teſtament nebſt einigen perſönlichen Verfügungen, die ich geſtern noch getroffen habe. Sie werden dort auch einen Brief finden, den ich bitte, unverzüglich an ſeine Adreſſe — Doctor Rudolph Brunnow — zu befördern."

„An Ihren Gegner?" fragte Wilten, auf's Aeußerſte befremdet.

„Ja. Es handelt sich um eine Erklärung, die ich ihm schuldig bin, die ich ihm aber unmöglich vor dem Duell geben konnte. Er findet sie in jenem Schreiben. Und nun noch Eins! —“ der Freiherr hielt einen Augenblick inne und zog dann langsam einen zweiten Brief aus seiner Brusttasche hervor. „Diese Zeilen sind für mein Mündel, Gabriele von Harder, bestimmt. Ich möchte aber nicht, daß sie den Brief unvorbereitet empfängt oder unvorbereitet von einem — Unglück hört; sie würde tödtlich erschrecken. Ich bitte Sie daher, den Brief selbst in ihre Hände zu geben, aber dabei mit Vorsicht zu Werke zu gehen — mit der äußersten Vorsicht. Ein so zartes junges Wesen, wie Gabriele, bedarf der Schonung. Wenn die Nachricht sie jäh und plötzlich träfe, könnte sie ihr erliegen.“

Wilten verbarg mit Mühe seine Ueberraschung bei diesen Worten, die ein halbes Geständniß enthielten. Es begann ihm jetzt klar zu werden, weshalb sein Sohn eine Abweisung erhalten hatte.

„Ich habe also Ihr Versprechen?“ fragte der Freiherr.

„Für den Fall Ihres Todes wird Baroneß Harder den Brief nur aus meinen Händen empfangen, und ich selbst werde ihr so schonend wie möglich die Nachricht überbringen. Mein Wort darauf.“

„Ich danke Ihnen," sagte Raven sichtlich erleichtert. „Und nun werden wir wohl aufbrechen müssen. Mein Wagen hält bereits unten. Darf ich Sie bitten, allein voraus zu fahren und an der Rückseite des Schloßberges halten zu lassen? Ich möchte bei diesem frühen Aufbruche jedes Aufsehen vermeiden und deshalb nicht am Hauptportal einsteigen. Ich komme durch den Schloßgarten."

Oberst Wilten fand diese Anordnung ein wenig seltsam, fügte sich aber schweigend. Raven klingelte nach Hut und Mantel, und nachdem der Diener ihm beides gebracht hatte, verließen die beiden Herren das Zimmer, um sich erst unten an der Treppe zu trennen.

Als der Freiherr über den Schloßhof schritt, begegnete er dem Hofrath Moser, der soeben aus seiner Wohnung kam und sehr verwundert aussah, als er seinen Chef zu so ungewohnter Stunde erblickte. Raven blieb stehen.

„Sieh da, Herr Hofrath! Wollen Sie so früh schon ausgehen?"

„Ich sah nur nach dem Wetter," erklärte der Hofrath. „Ich pflege sonst täglich einen Morgenspaziergang zu unternehmen, aber bei diesem kalten, feuchten Nebel ziehe ich es doch vor, zu Hause zu bleiben."

„Da thun Sie recht," meinte der Freiherr. „Das Wetter ist nicht einladend."

„Und Excellenz wollen doch ausgehen?" fragte Moser.

„Ich habe einen nothwendigen Gang, der sich nicht aufschieben läßt. Adieu, lieber Hofrath!"

Damit reichte der Freiherr ihm die Hand, die der alte Herr bestürzt und ehrfurchtsvoll ergriff. Er hatte zwar von seinem Chef schon viele Beweise des Wohlwollens, aber noch kein einziges Zeichen der Vertraulichkeit erhalten. Diese ungewohnte Freundlichkeit ermuthigte den Hofrath zu einer Aeußerung, die er schon lange auf dem Herzen hatte.

„Wenn ich mir eine Frage erlauben dürfte," begann er schüchtern. „Man spricht davon — es war wenigstens gestern Abend in der Stadt das Gerücht verbreitet, Excellenz beabsichtigten Ihren Posten zu verlassen. Ist das wahr? Wollen Sie wirklich gehen?"

„Ja, ich gehe," sagte Raven mit ruhiger Bestimmtheit, „und zwar bald."

Der Hofrath senkte traurig den Kopf. „Dann werde auch ich wohl nicht mehr lange bleiben," entgegnete er leise. „Ich habe längst daran gedacht, mein Abschiedsgesuch einzureichen."

Der Freiherr blickte ihn schweigend an. Die Anhänglichkeit des alten Mannes rührte ihn; Moser allein hatte stets treu und fest zu ihm gehalten und war der Einzige gewesen, der sich durch keine der ausgesprengten Verleumdungen beirren ließ.

„Gehen Sie in das Haus zurück, lieber Moser!“ sagte Raven freundlich. „Sie werden sich erkälten in der scharfen Morgenluft und in Ihrem leichten Hausanzuge. Nochmals — Adieu!“

Er reichte ihm noch einmal die Hand, diesmal mit einem kurzen herzlichen Drucke, und ging dann.

Der Hofrath blieb stehen und sah ihm nach. Er, der sonst so ängstlich jede Erkältung scheute, vergaß jetzt völlig, daß er ohne Ueberrock und Kopfbedeckung war. Der Händedruck hatte ihn ganz verwirrt gemacht und das „Adieu!“ hatte ihm so seltsam geklungen. Es war ihm, als müsse er seinem Chef nacheilen und noch irgend eine Frage an ihn richten, nur um noch einmal sein Gesicht zu sehen und seine Stimme zu hören, und nur der Gedanke an das Unpassende eines solchen Benehmens hielt ihn zurück. Erst als Jener verschwunden war, ging er wieder nach seiner Wohnung, aber ein schwerer Seufzer entwand sich seiner Brust, als er die Treppe hinaufstieg. Es war also doch ge-

ſchehen. Der Gouverneur hatte ſeine Entlaſſung genommen.

Raven ſchritt inzwiſchen langſam durch den Schloßgarten. Er hatte dem Wunſche nicht widerſtehen können, ihn noch einmal zu betreten, und eine Verzögerung war das kaum. Der Garten ſtand durch eine kleine Mauerpforte in directer Verbindung mit dem Schloßberge. Von dort führte ein Fußpfad in wenigen Minuten nach der Stadt. Der Gouverneur hatte ſtets dieſen Weg benutzt, wenn er irgendwo durch ſein Kommen überraſchen, und nicht erſt das Hauptportal und die Militärpoſten paſſiren wollte. Er kam wahrſcheinlich gleichzeitig mit dem Wagen an, der einen Umweg machen mußte.

Am Nixenbrunnen verweilte der Freiherr einige Minuten lang. Was war aus dem mondbeglänzten Eden von geſtern Abend geworden! Die Morgennebel hielten alles dicht umzogen. Der Raſen ſchimmerte weiß unter der Reifdecke, die ſich darauf gelagert hatte; die mächtigen Linden, mit ihrem ſpärlichen Laub, ſtanden dunkel und unheimlich in dem feuchten Dunſt, und die fallenden Blätter deckten welk und naß den Boden. Der Quell rauſchte noch, aber ſeine Waſſerſtrahlen waren jetzt nur ein trüber und farbloſer Regen, der ſich über

graue, halbverwitterte Steinfiguren ergoß, und ſein Rieſeln klang ſo unſagbar traurig. Das verklärende Licht, das die ganze Umgebung in ſeinen Glanz getaucht hatte, war geſchwunden, und nur die Wirklichkeit blieb zurück — der Herbſt in ſeiner ganzen troſtloſen Oede.

Raven zog den Mantel feſter um die Schultern, der Morgenwind ſtrich eiſig an ihm vorüber. Er wandte ſich nach der Mauerbrüſtung, wo ſich ſonſt die weite Landſchaft öffnete. Geſtern lag das Thal dort, ſo zauberhaft ſchön im duftigen Schleier der Mondnacht; heute war alles erfüllt von unruhig wogenden Nebelmaſſen. Nur einzelne Thürme der Stadt tauchten undeutlich daraus hervor; das Thal, die Berge und die Ferne waren völlig verhüllt. Der Blick des Freiherrn ſtreifte über die Stadt hin, die er ſo lange beherrſcht hatte, und verlor ſich dann in jenem gährenden Nebelmeer. Was mochte ſich dahinter bergen? Ein goldener Sonnentag oder düſteres Nebelgrauen?

Noch ein letzter Blick flog hinauf zu den Mauern des Schloſſes, aber er blieb dort nicht haften. Gabrielens Zimmer lagen nach der anderen Seite hinaus; man konnte von hier aus ihre Fenſter nicht ſehen. Raven öffnete die Mauerpforte und trat in's Freie. Er kam

faſt gleichzeitig mit dem Wagen unten an; in der nächſten Minute ſaß er an der Seite des Oberſt Wilten und bald lag die Stadt hinter ihnen.

Die Fahrt ging raſch vorwärts, an dampfenden Wieſen vorüber, an dem brauſenden Fluſſe entlang, dem Gebirge zu. Nach einer halben Stunde war das Ziel erreicht, die Waldungen, welche hier begannen. Der Freiherr und ſein Begleiter verließen den Wagen und gingen zu Fuß weiter nach dem Orte der Zuſammenkunft, der in einiger Entfernung am Rande des Waldes lag. Die Gegenpartei war ſchon dort eingetroffen, Doctor Brunnow, mit ſeinem Secundanten und ſeinem Sohne, welcher der Verabredung gemäß den ärztlichen Beiſtand leiſten ſollte. Die Herren grüßten ſich ſchweigend, nur die beiden Secundanten hatten eine kurze Beſprechung mit einander und ſchritten dann ſofort zu den Vorbereitungen.

Max ſtand neben ſeinem Vater, deſſen bleiches Antlitz und brennende Augen eine durchwachte Nacht verriethen. Er bemühte ſich vergebens, ſeine fieberhafte Erregung zu verbergen, es wollte ihm trotz aller Anſtrengung nicht gelingen. Seine Lippen waren feſt zuſammengepreßt und durch ſeine Hand, die in der des Sohnes lag, flog bisweilen ein nervöſes Zucken.

„Faſſung, Papa!“ flüſterte Max ihm zu. „Du mußt Dich zur Ruhe zwingen. Deine Hand iſt ſo unſicher, Du wirſt kaum abdrücken können.“

„Sei ruhig, ich werde es können,“ verſetzte der Doctor gleichfalls in gedämpftem Tone, und mit einem Blick auf die Waffen, welche ſoeben von dem Secundanten geladen wurden. Max ſchaute ihn beſorgt an, er begriff die furchtbare Aufregung des Vaters in ihrem ganzen Umfange und fühlte doch die Nothwendigkeit, ihm die Faſſung wiederzugeben.

„Oberſt Wilten iſt bereits aufmerkſam geworden,“ ſagte er bedeutſam. „Er ſah vorhin mit dem Ausdrucke der äußerſten Befremdung zu Dir herüber. Soll er glauben, daß es die Furcht vor der Kugel iſt, die Dich ſo erregt?“

Der junge Mann hatte das rechte Mittel ergriffen, Brunnow machte eine heftige Bewegung des Unwillens.

„Du haſt Recht! Die Fremden können ja nicht ahnen, was in mir wühlt. Sie ſollen mich wenigſtens nicht für einen Feigling halten.“

Er raffte ſich zuſammen und es gelang ihm auch wirklich, ruhiger zu erſcheinen, aber er vermied es, nach der Stelle zu blicken, wo der Freiherr ſtand in ſeiner gewohnten ſtolzen Haltung, mit der kalten Feſtigkeit in

den Zügen und völlig unbewegt von dem Kommenden. Er hatte gleichgültig dem Laden der Waffen zugesehen und schien jetzt die Umgebung zu mustern. Die kleine Wiese war auf drei Seiten von dem Walde begrenzt, an dessen Rande sie lag. Auf der vierten ließ sie den Blick frei nach der Gegend von R. hinüber. Es war allmählich klarer geworden, der Nebel begann zu fallen, schon traten die Berggipfel und die höher gelegenen Ortschaften daraus hervor und die Sonne mußte soeben aufgegangen sein, denn der ganze östliche Horizont schimmerte in rothem Lichte, wenn die Strahlen es auch noch nicht vermochten, sich durchzukämpfen. Die Stadt lag noch in einen weißen Dunstschleier gehüllt, aber das Schloß auf seiner Höhe war bereits zu unterscheiden, zwar noch undeutlich, wie ein Nebelbild, aber es wurde mit jeder Minute klarer und deutlicher. Dort träumte Gabriele ahnungslos und glücklich dem Morgen entgegen und hier fiel indessen die blutige Entscheidung auch über ihr Schicksal.

Oberst Wilten verkündete, daß jetzt alles bereit sei und die beiden Gegner traten auf den Kampfplatz. Die wenigen Secunden, in denen sie sich gegenüberstanden, schienen sich zu einer Ewigkeit zu dehnen. Raven stand hochaufgerichtet da, das Auge klar und voll aufgeschlagen

und die Waffe lag so fest und sicher in seiner Hand, als könne sie ihr Ziel gar nicht verfehlen. Brunnow's Fassung war augenscheinlich eine gewaltsam erzwungene. Wenn der Augenblick der Entscheidung und die Furcht vor Mißdeutungen ihm auch die Haltung zurückgaben, seine Hand war doch unsicher und bebte leise, als er das tödtliche Geschoß auf die Brust des einst so leidenschaftlich geliebten Freundes richtete. Vielleicht hätte diese Hand trotz alledem versagt, wenn nicht Raven's Auge an seine gestrige Drohung gemahnt und gebieterisch gefordert hätte, daß der Zweikampf „blutiger Ernst" werde.

Wilten gab das Zeichen. Die beiden Schüsse krachten gleichzeitig und einen Augenblick lang standen beide Gegner noch fest auf ihrem Platze. Dann entfiel dem einen die Waffe, er preßte die Hand auf die Brust, trat einen Schritt zurück und stürzte dann lautlos zusammen. Arno Raven lag am Boden und der weiße Reif auf dem Rasen ringsum begann sich dunkel zu färben.

Max überzeugte sich hastig, daß sein Vater unverletzt sei und eilte dann zu dem Verwundeten, an dessen Seite sich bereits der Oberst befand. Brunnow stand regungslos da, die Pistole noch krampfhaft festhaltend

und blickte mit ſtarren Augen zu jener Gruppe hinüber. Sein Secundant trat an ſeine Seite.

„Was ſoll das bedeuten?“ ſagte er leiſe. „War es denn nicht der Freiherr, der Sie forderte? Er hat in die Luft geſchoſſen.“

Das Wort ſchien die Erſtarrung zu löſen, welche Brunnow gefeſſelt hielt. Er warf die Piſtole weg und ſtürzte hinüber.

„Arno!“ ſchrie er auf, es war ein Schrei der wildeſten Verzweiflung. Max machte ſoeben den Verſuch, das Blut zu ſtillen, aber der Vater drängte ihn ungeſtüm zurück, als habe er allein ein Recht auf dieſen Platz, entriß ihm das Tuch und drückte es auf die Wunde. Der junge Mann zog ſich ſchweigend zurück, während er dem Oberſt und dem anderen Secundanten, die betreten dieſer Scene zuſchauten, einen Wink gab, mit ihm ſeitwärts zu treten.

„Können Sie dem Freiherrn keine Hülfe leiſten?“ fragte der Oberſt halblaut. „Ihr Vater iſt doch wohl zu erregt dazu und überdies iſt er der Gegner.“

„Eine Hülfe iſt nicht mehr möglich,“ verſetzte Max. „Der erſte Blick auf die Wunde zeigte mir, daß ſie tödtlich iſt. Es handelt ſich nur noch um Minuten, und da wird mein Vater das Nöthige

thun. Bitte, laſſen Sie ihn allein bei dem Sterbenden.“

„Es fiel überhaupt nur ein Schuß, der tödtlich werden konnte,“ ſagte der Secundant Brunnow's bedeutſam.

Der Oberſt nickte. „Ich habe es gleichfalls geſehen! Raven wandte im letzten Moment die Piſtole — ſeltſam!“

Die drei Männer ſahen ſich ſchweigend an, ſie begannen zu ahnen, weshalb dies Duell provocirt worden war, aber Keiner lieh ſeinen Gedanken Worte. Sie fühlten, daß dort drüben, wo der Gegner an der Seite des Gefallenen kniete, ſich etwas vollzog, was von den gewöhnlichen Vorfällen bei einem Duell weit abwich, und die Bitte des jungen Arztes ehrend, blieben ſie in einiger Entfernung ſtehen, ohne die Beiden zu ſtören.

Brunnow hielt mit dem linken Arme den Verwundeten umfaßt, deſſen Haupt an ſeiner Bruſt ruhte, während er mit der Rechten das Tuch auf die Wunde preßte. War es der Schmerz dieſer Berührung oder jener Aufſchrei, der den Ohnmächtigen in das Bewußtſein rief, er ſchlug die Augen auf und machte eine matte, abwehrende Bewegnng.

„Laß das," sagte er. „Du hast gut getroffen — ich wußte es."

„Arno, warum hast Du mir das gethan!" stöhnte Brunnow. „Warum mußte es gerade meine Hand sein? Ich weiß es jetzt, weshalb Du mich gezwungen hast."

Es lag ein so qualvoller Schmerz in diesen Worten, daß sie selbst den tödtlich Verwundeten erschütterten, er versuchte es, dem Sprechenden die Hand zu reichen.

„Verzeih' Rudolph," sagte er kaum hörbar. „Mache Dir keine Vorwürfe — ich danke Dir!"

Die Stimme versagte ihm, aber er richtete sich mit einer letzten Anstrengung halb empor und sein Blick schien in der Ferne irgend etwas zu suchen. Brunnow stützte ihn, er versuchte mit Todesangst, das Blut zu hemmen, den rothen Lebensstrom, den seine eigene Hand entfesselt hatte, und der Arzt wußte doch, daß es hier nichts mehr zu hemmen und zu retten gab. Soeben brach die Sonne durch den Nebelschleier, drüben stand das Schloß auf seiner Höhe in leuchtender Morgenglut. Seine Mauern und Thürme schimmerten in rothem Lichte und seine Fenster schienen Flammenblitze wie Grüße herüberzuwerfen. Arno's Auge hing unverwandt an diesem einen Punkte, sein letzter Blick wandte sich dem „Sonnenstrahl" zu, der ihn von dort her grüßte.

Dann begann es zu dämmern, das leuchtende Bild wich weit und weiter zurück und endlich versank es ganz. Es legte sich um den Sterbenden wie düstere Schatten, wie kühle Wasserschleier und er wurde fortgezogen, weit fort in geheimnißvoll dämmernde Tiefen, wohin kein Laut des Lebens mehr drang, wo alles Ringen und Sehnen, alles Glück und Weh erstarb in einem tiefen Traum und in den Traum verflocht sich ein fernes Rieseln, das leise geisterhafte Singen eines Quells, das wie aus endloser Ferne herniedertönte. — — —

Brunnow ließ den Körper, den er so lange in den Armen gehalten, niedergleiten. Er wollte sich erheben, wollte den Anderen sagen, daß alles vorüber sei, aber er vermochte es nicht. Die Kraft versagte ihm und fassungslos brach er an der Leiche des Jugendfreundes zusammen.

Eine neue Zeit war für das Land angebrochen. Die letzten vier Jahre hatten viel, beinahe alles geändert; die einst verfolgte und unterdrückte Partei stand jetzt an der Spitze der Regierung und mit diesem Umschwunge vollzogen sich auch tief eingreifende Veränderungen in allen Kreisen des öffentlichen Lebens. Be-

ſtrebungen, die einſt gehemmt und bekämpft wurden, durften ſich jetzt frei und offen regen und mit den neuen Verhältniſſen traten auch neue Perſönlichkeiten auf den Schauplatz.

Unter denen, welche die jetzige politiſche Richtung ungewöhnlich ſchnell emportrug, befand ſich auch Georg Winterfeld. Er war freilich, wie ſein ehemaliger Chef es ausgeſprochen hatte, keine von den Naturen, die ſich im Sturme ihre Zukunft erobern, er gewann ſie mit ruhiger, ſteter Arbeit und hätte ſie vielleicht nicht ſo ſchnell gewonnen, wenn nicht ſein Auftreten gegen den verſtorbenen Gouverneur von R. geweſen war. Der muthige Kampf gegen einen der bedeutendſten Vertreter des jetzt geſtürzten Syſtems, zu einer Zeit, wo noch Niemand dieſen Kampf aufzunehmen wagte, hatte Winterfeld's Namen überall bekannt gemacht und ihm eine Rolle in jenem Conflikte ertheilt, aus der er nicht wieder in die Dunkelheit zurücktreten konnte. Die in der That ungewöhnliche Begabung des jungen Mannes, ſeine Kenntniſſe und Fähigkeiten hatten ſich einmal zur Geltung gebracht und fanden unter dem neuen Miniſterium die vollſte Gelegenheit zur Entfaltung. Er nahm bereits eine, für ſeine Jahre ſehr bedeutende Stellung ein und hatte, nach dem einſtimmigen Urtheile ſeiner Vorgeſetzten

eine noch bedeutendere Zukunft vor sich. Allerdings war er kein Meteor, wie der Freiherr von Raven, der jäh aus der Dunkelheit emporstieg, eine glänzende, stürmische Bahn zog, die Aller Blicke fesselte, und dann ebenso jäh wieder verschwand. Winterfeld stieg ruhiger, langsamer aber um so sicherer empor und verlor nie den festen Boden unter den Füßen.

Der Gouverneur, welcher gegenwärtig an der Spitze der —schen Provinz stand, war in allen Dingen das Gegentheil seines Vorgängers, liberal nachsichtig und ohne jede Hinneigung zum Despotismus. Dennoch hatte auch er mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen und fand nicht immer das gehoffte Entgegenkommen. Man war verwöhnt worden durch die mächtige Thatkraft Raven's, die, so unheilvoll sie auch in politischer Hinsicht gewesen war, sich auf jedem anderen Felde so glänzend bewährte. Man war es gewohnt, daß der Gouverneur in allen Fragen durchgriff, alle Schwierigkeiten hob und die Interessen der Provinz mit der größten Energie vertrat. Man vermißte die strenge Ordnung und Pünktlichkeit der Verwaltung, die eiserne Disciplin, welche der Freiherr eingeführt hatte. Sein Nachfolger zeigte sich durchaus wohlwollend und nachgiebig, aber ein energisches Durch-

greifen war seine Sache nicht und doch that dies bisweilen Noth.

Der jähe Tod Raven's und die näheren Umstände desselben trugen übrigens viel dazu bei, die allgemeine Erbitterung zu mildern, um so mehr, als jene Anklage, welche unmittelbar seinen Sturz veranlaßte, nicht bestehen blieb, denn gerade der Zeuge, den man für die Beschuldigung aufrief, trat dagegen auf. Brunnow hatte unmittelbar nach jener Katastrophe die Stadt verlassen. Er gab den dringenden Bitten seines Sohnes nach, sich nicht einer neuen Haft auszusetzen, der er nach den Duellgesetzen des Landes verfallen war, und die der alternde, durch die letzten Vorfälle so schwer gebeugte Mann wohl kaum ertragen hätte. Der Doctor war ja ohnehin entschlossen, sein Vaterland für immer zu verlassen. Noch ehe das Duell in der Stadt bekannt geworden war, kehrte er nach der Schweiz zurück, trat aber von dort aus öffentlich und mit vollem Nachdrucke für das Andenken des Gefallenen ein. Er erklärte unter dem Einfluß eines Irrthums gestanden zu haben, und durch eine letzte Eröffnung Raven's darüber aufgeklärt worden zu sein. Jene Beschuldigung sei unwahr und ein schweres Unrecht gegen den Todten. Dies Zeugniß des Gegners, von dessen Hand der Freiherr

gefallen war, fiel natürlich schwer in's Gewicht. Die Sache konnte freilich jetzt so wenig erwiesen werden wie früher, aber der Tod erwies sich auch hier als der beste Vertheidiger. Was man dem Lebenden nie geglaubt haben würde, das glaubte man dem Todten, der gewissermaßen noch mit seinem letzten Athemzuge jene Verleumdung für eine Lüge erklärt hatte. Dieser Makel wenigstens blieb nicht auf seinem Andenken haften.

Raven hatte seine Dienerschaft mit sehr reichen Legaten bedacht, im Uebrigen fiel sein ganzes Vermögen nach dem Testament der jungen Baroneß Harder zu, die dadurch zu einer der reichsten Erbinnen wurde. Eine Zeit lang schien es freilich, als werde sie die Erbschaft gar nicht antreten, sie war nach dem Tode des Freiherrn lange und schwer krank gewesen und erholte sich nur sehr langsam. Gegenwärtig lebte Gabriele mit ihrer Mutter in der Residenz, wo sie natürlich das Ziel unausgesetzter Bewerbungen war. Es fand sich selten so viel Schönheit und Liebenswürdigkeit mit einem solchen Reichthum vereinigt und unter den Bewerbern waren Namen und Persönlichkeiten, die wohl der Eitelkeit eines zwanzigjährigen Mädchens schmeicheln konnten. Bisher hatte die junge Dame aber alle Partien ausgeschlagen und schien überhaupt den Gedanken an eine

Vermählung weit von sich zu weisen, zur Verzweiflung der Baronin, die oft ihre ganze Beredsamkeit erschöpfte, um die Tochter umzustimmen. Gabriele war vor Kurzem mündig und damit freie Herrin ihres Vermögens geworden, es war also nach Ansicht ihrer Mutter die höchste Zeit, eine Wahl zu treffen.

Hofrath Moser hatte schon vor vier Jahren seinen Abschied genommen. Einerseits bestimmte ihn der Tod seines Chefs dazu, diese langgehegte Absicht auszuführen, andererseits ging es nicht gut an, im Staatsdienste zu bleiben, wenn man sich mit einer Demagogenfamilie verschwägerte, und dies Schicksal hatte den Hofrath nun doch ereilt. Er sträubte sich zwar mit Händen und Füßen dagegen aber das half ihm nichts, Max Brunnow lief so lange Sturm gegen ihn, bis er sich ergab. Dieser unverwüstliche Freier erschien nämlich Tag für Tag, mit der größten Regelmäßigkeit, um seinem lieben Schwiegervater mitzutheilen, wie sehr er sich darauf freue, sein Schwiegersohn zu werden, und daß ein besserer Schwiegersohn überhaupt gar nicht in der Welt sei. Wenn der alte Herr zornig auffahren wollte, so drohte der gewissenlose Doctor mit Schlaganfällen und verschrieb Beruhigungstropfen. Wenn Jener ihm das Haus verbot, so erklärte Max, er könne den Anblick seiner

Braut nicht entbehren, und kam am nächsten Tage eine Stunde früher und als Moser einmal das junge Paar bei einer Zärtlichkeit überraschte und seiner Entrüstung darüber Worte leihen wollte, übte Max ein förmliches Attentat gegen ihn aus. Er überfiel ihn ohne Weiteres mit einer Umarmung und versicherte feierlichst, er dehne seine Zärtlichkeit nicht auf Agnes allein aus, der Papa Hofrath habe auch Antheil daran. Der Letztere ergab sich endlich in sein Schicksal, er gehörte zu den Naturen, die, wenn man ihnen täglich dasselbe sagt, es zuletzt glauben, und da er alle Tage hören mußte, daß dieser Schwiegersohn ebenso unabwendbar wie vortrefflich sei, so glaubte er es schließlich und nahm beides als eine unumstößliche Thatsache hin.

Einen etwas schwereren Stand hatte man mit der „geistlichen Vormundschaft," die natürlich die Verlobung nicht anerkennen wollte, und Himmel und Hölle dagegen in Bewegung setzte. Der Beichtvater des jungen Mädchens erhob einen unendlichen Lärm, aber Max erhob einen noch weit größeren und installirte sich als Zuhörer bei der ersten donnernden Strafpredigt, die der armen Agnes gehalten wurde. Der Pater befahl ihm wüthend, zu gehen, er habe allein mit seinem Beichtkinde zu thun, der junge Arzt behauptete dagegen, er

ſei als Bräutigam zu der Anweſenheit berechtigt und wolle auch von der Rednergabe Seiner Hochwürden profitiren. Die Aebtiſſin des Kloſters, in welchem das junge Mädchen erzogen war und ſpäter eintreten ſollte, ſchrieb Briefe über Briefe an ihren Zögling, aber Max bemächtigte ſich der Correſpondenz und ſchrieb zur höchſten Empörung der frommen Dame ſelbſt die Antworten.

Mit Agnes war nichts anzufangen, ſie hielt ſich genau an die Inſtruction ihres Bräutigams, weinte bei all den Vorwürfen tapfer darauf los, ſagte aber weder ja noch nein und ließ ſich hinterher von Max tröſten. Man drohte auch ihm mit der Hölle, er drohte dagegen mit der Preſſe und erklärte, er werde die ganze Stadt zur Vertrauten ſeiner Herzensangelegenheit machen und in ſämmtlichen Zeitungen Lärm darüber erheben, daß man ihm ſeine Braut entreißen wolle, um ſie wider ihren Willen in das Kloſter zu ſperren. Das erregte denn doch Bedenken. Rudolph Brunnow war durch die letzten Vorfälle eine zu bekannte Perſönlichkeit in der Stadt geworden, als daß ſich nicht auch ſeinem Sohne das Intereſſe hätte zuwenden ſollen, und man hatte es bei dem Sturze des Gouverneurs geſehen, was Zeitungsartikel anrichten konnten. Es fand noch eine

letzte, äußerst dramatische Scene zwischen dem Beichtvater und dem jungen Arzte statt, die einem ähnlichen Verlauf nahm, wie jene erste mit dem Hofrath. Auch der geistliche Herr war vollständig mürbe geworden, als jener Plagegeist ihn endlich verließ. Er faltete die Hände und sagte verzweiflungsvoll:

„Dieser Mensch ist der leibhaftige Gottseibeiuns! Er ist im Stande, uns die gesammte Presse auf den Hals zu hetzen, und das ganze Kloster in Verruf zu bringen. Man wird nachgeben müssen."

Man gab wirklich nach. Die feindliche Partei zog sich zurück und Max behauptete triumphirend das Feld. Er war klug genug, die Hochzeit so rasch als möglich zu betreiben, und entführte seine junge Frau schon nach wenigen Monaten nach der Schweiz. Brunnow, der durch die Erbschaft seines Vetters völlig unabhängig geworden war, bestand darauf, daß Sohn und Schwiegertochter vorläufig in seinem Hause wohnten, da Max bei seiner schnellen Heirath nicht Zeit gefunden hatte, sich erst eine Praxis zu gründen. Dies geschah nun zwar in kürzester Frist, trotzdem blieb aber das Zusammenleben bestehen. Das Verhältniß zwischen Vater und Sohn war ein durchaus anderes geworden seit jener Scene am Krankenbette des Letzteren, die noch immer ihren nachhaltigen

und ſegensreichen Einfluß äußerte, und wenn ja einmal eine Differenz vorkam, ſo trat Agnes mit ihrer ſanften Vermittelung dazwiſchen. Die junge Frau verſtand es ausgezeichnet, den reizbaren Schwiegervater zu behandeln, und hatte in Kurzem ſein ganzes Herz gewonnen. Der Hofrath dagegen lebte nach wie vor in R. unter dem Scepter der Frau Chriſtine, aber er befand ſich wohl dabei und kam jeden Sommer, um ſeine Kinder zu beſuchen. —

Es war wieder Sommer geworden. Der See und die Stadt an ſeinem Ufer lagen im hellſten Sonnenſchein und das Gebirge erhob ſich duftumhüllt und nur zur Hälfte ſichtbar in der Ferne.

Die einſt ſo kleine und beſcheidene Beſitzung Rudolph Brunnow's zeigte jetzt ein weit ſtattlicheres Ausſehen. Der Garten hatte durch Ankauf der benachbarten Grundſtücke faſt das Doppelte an Raum gewonnen und auch das Wohnhaus war umgebaut und bedeutend vergrößert worden, da es jetzt Platz für zwei Familien gewähren mußte. Der junge Doctor Brunnow pflegte ſonſt ſtets die Vormittagsſtunden zu Beſuchen bei ſeinen Patienten zu benutzen, heute aber war die gewohnte Ausfahrt unterblieben und Max befand ſich im Garten, mit einem Gaſte, der erſt vor einer halben Stunde eingetroffen war.

„Jetzt kommst Du aber mit mir Georg, damit ich Dich auch einmal für mich allein habe!“ sagte er nachdrücklich. „Papa läßt Dich sonst gar nicht aus den Händen und Dein Besuch gilt doch vor allen Dingen mir. Das war eine Ueberraschung. Ich ahnte gar nicht, daß Du in der Schweiz seiest.“

„Es war eine Dienstreise,“ versetzte Georg. „Ich mußte zu unserer Gesandtschaft nach B. Der Minister sandte mich dorthin mit Aufträgen, die schneller erledigt waren, als ich glaubte, und da konnte ich es mir nicht versagen, auf der Rückreise wenigstens einen Tag lang hier anzuhalten, und Dich zu überraschen.“

Winterfeld hatte sich in den letzten vier Jahren kaum verändert. Er war nur reifer, männlicher geworden und seine Haltung hatte an ruhiger Sicherheit noch gewonnen. Die frühere durchsichtige Blässe auf seinen Zügen war längst der Farbe der Gesundheit gewichen, trotzdem er nicht weniger als sonst arbeitete, aber dafür lag auf der einst so klaren Stirn ein Schatten und die schönen blauen Augen, die einst nur ernst blickten, hatten jetzt etwas entschieden düsteres. Der kaum zweiunddreißigjährige Mann, mit seiner so viel verheißenden Lebensstellung und seinen reichen Zukunftshoffnungen schien irgend etwas mit sich herum-

zutragen, was ihm die Freude am Leben und an der Zukunft nahm. Max Brunnow's Aussehen dagegen entsprach vollständig seiner Behauptung, daß er sich in dieser nichtsnutzigen Welt ganz vortrefflich befinde, und war überdies ein glänzendes Zeugniß dafür, daß Frau Agnes die Klostererziehung überwunden und die Hausfrauentugenden gelernt hatte. Ihr Gemahl sah sehr wohl gepflegt aus.

„Wir haben uns ja seit Jahr und Tag nicht gesehen," nahm er wieder das Wort. „Mich hält mein Beruf hier gefesselt, in dem ich, die Wahrheit zu sagen, ein ungewöhnliches Glück habe. Nach einigen erfolgreichen Kuren, die schnell bekannt wurden, strömen mir die Patienten von allen Seiten zu, so daß ich die Praxis oft kaum bewältigen kann. Ich habe nicht Zeit zu Vergnügungsreisen und Du mußt ja jetzt beim Regieren helfen. Solche Hauptpersonen können nicht leicht entbehrt werden. Sage einmal Georg — wie lange dauert es denn noch eigentlich, bis Du Minister wirst?"

Georg lachte. „Wahrscheinlich noch eine ganze Reihe von Jahren. Vorläufig bin ich Ministerialrath."

„Und die rechte Hand des Ministers, die Seele der ganzen Verwaltung. O, wir wissen ganz genau, wie es in Eurer Residenz zugeht, und daß Du gegründete

Aussicht zum Minister oder Gouverneur hast. Wie wäre es denn mit dem Posten in R.? Die jetzige Excellenz soll ja dort bisweilen heiße Tage haben."

„Allerdings, die Stellung ist zu hervorragend, als daß sie nicht ihre Schwierigkeiten haben sollte. Aber woher weißt Du denn das?"

„Ich höre oft genug davon durch meinen Schwiegervater. Die gute Stadt R. muß nun einmal opponiren, das bringt die lange Gewohnheit so mit sich. Der neue Gouverneur ist die Liberalität und Menschenfreundlichkeit selbst, sie finden eigentlich nichts an ihm auszusetzen und das gerade ärgert sie. Der kleine, freundliche Herr mit seiner Höflichkeit gegen Jedermann ist ihnen nicht großartig genug. Ich glaube, sie vermissen im vollen Ernste ihren gebieterischen Despoten, der sie so scharf im Zügel hielt, aber ihnen unbedingt zu imponiren verstand."

„Du thust der Stadt Unrecht," sagte Georg. „Sie hat wacker genug für ihre Rechte gekämpft und weiß sie zu behaupten. Was man vermißt, ist die mächtige Persönlichkeit Raven's, die selbst den Feinden Bewunderung abzwang. Der jetzige Gouverneur ist redlich und wohlwollend, aber er ist durchaus keine hervorragende Natur und vielleicht nicht ganz einem so wichtigen und

verantwortungsreichen Posten gewachsen. — Der Hofrath lebt also noch immer in R.? Ich glaubte, er würde sich endlich zu einer Uebersiedelung entschließen, um in der Nähe seiner Tochter zu sein."

„Welche beleidigende Idee!" spottete Max. „Mein Schwiegervater, der Inbegriff aller Loyalität, sollte einer schnöden Republik den Besitz seiner Person gönnen? Es ist schon eine große Selbstverleugnung, daß er sich alljährlich zu einem Besuche bei uns entschließt. Er lebt und stirbt unter den Fittigen seines allergnädigsten Souverains und so ist es auch am besten. Nicht, als ob ich seine Nähe scheute — unter uns gesagt, ich habe den Papa Hofrath vollständig unter meinem Commando. Er läßt sich ganz geduldig von mir maltraitiren und hält mich nebenbei noch für den vortrefflichsten aller Schwiegersöhne, aber mit meinem Vater würde sich das Zusammenleben doch auf die Dauer sehr unerquicklich gestalten. Sie sind zu schroffe Gegensätze, um je mit einander auszukommen."

Winterfeld warf einen Blick nach dem Hause zurück. „Max, ich habe Deinen Vater doch recht gebeugt und gealtert gefunden. Viel mehr als ich glaubte."

Max zuckte die Achseln. „Er kann den Tod Raven's nicht verwinden. Die unglückselige Stunde, in welcher

der Jugendfreund von seiner Hand fiel, zehrt an seinem Leben. Ich hoffte, die Zeit würde das mildern, aber es gräbt sich nur immer tiefer ein und so gern ich es mir auch verhehlen möchte, muß ich mir als Arzt doch sagen, daß wir ihn nicht mehr lange besitzen werden. Ich kenne die Symptome."

Er war sehr ernst geworden bei den letzten Worten und der gleiche Ausdruck legte sich auch auf Georg's Gesicht, als er halblaut erwiderte:

„Er kann sich nicht losreißen von dem Gedanken an das, was er einst geliebt hat, und geht zu Grunde an der Erinnerung — ich verstehe das!"

„Ja, Du scheinst mir auch nicht übel Lust zu haben, an solch einem ‚Gedanken' zu Grunde zu gehen," fiel der junge Arzt mit aufflammendem Aerger ein. „Als wir uns das letzte Mal sahen, wolltest Du mir durchaus nicht Rede stehen, jetzt aber siehst Du noch elegischer aus, als damals. Jetzt beichte einmal."

Georg machte eine abwehrende Bewegung. „Erlaß mir das. Du weißt es ja, ich bin unverbesserlich und in dem Punkte verstehst auch Du mich nicht."

„Natürlich, ich werde als unverbesserlicher Realist gar nicht in dem Heiligthume Deiner Gefühle zugelassen. Mein Papa sollte Dich einmal vornehmen, dem

würdeſt Du eher Stand halten. Es war ja von jeher eine Seelenverwandtſchaft zwiſchen Euch und er würde auch Deine ‚idealen Beweggründe' anerkennen, die ich — nimm es mir nicht übel, Georg — einfach für Unſinn halte."

Winterfeld runzelte die Stirn und wandte ſich ab, aber Max fuhr unbekümmert fort:

„Dies ängſtliche Zögern und Fliehen vor einem Glücke, das Du mit einem kecken Griffe vielleicht noch erreichen könnteſt, dies zartſinnige Schwanken und Bedenken wird ſo lange dauern, bis irgend ein Anderer, der nicht ſo zartfühlend iſt, Dir zuvor kommt und dann haſt Du zum zweiten Male das Nachſehen. — Ja, das verletzt Dich nun wieder, ich ſage Dir aber: Alldieweil und ſintemal Du über dieſe unvernünftige Liebe nicht hinauskommen kannſt, ſo mußt Du heirathen, Punktum!"

„Du ſprichſt allerdings aus Erfahrung," ſagte Georg mit einem gezwungenen Lächeln, es lag ihm augenſcheinlich daran, von dieſem Thema loszukommen. „Du haſt dies Mittel bei Dir ſelbſt verſucht und mit dem glücklichſten Erfolge. Deine Frau iſt eine allerliebſte Erſcheinung."

„Nicht wahr, ſie macht meiner Behandlung Ehre?

Von Bläſſe und Nervoſität iſt jetzt nichts mehr an ihr zu ſehen. Ja, ich habe ſie aber auch in die Kur genommen und das gründlich.“

„Hatteſt Du nie mit den Einflüſſen ihrer Erziehung zu kämpfen? Du warſt freilich ſo vorſichtig, ſie möglichſt raſch dieſen Einflüſſen zu entziehen und in ganz andere Lebenskreiſe zu verpflanzen. Sonſt würde man es doch vielleicht verſucht haben, jene Fäden wieder anzuknüpfen.“

„Ich glaube kaum. Ich habe dem Herrn Beichtvater und der Frau Aebtiſſin ſo arg zugeſetzt, daß ſie einen heilloſen Reſpekt vor mir bekommen, und übrigens zweifelſt Du doch wohl nicht daran, daß meine Frau ſich vollſtändig meinen Anſichten und meiner Leitung unterordnet? Ich habe Agnes ſehr lieb, aber das Scepter gebe ich deshalb doch nicht aus den Händen. Der Mann muß unbedingt Herr in ſeinem Hauſe ſein und bleiben. Merke Dir das, lieber Georg, für vorkommende Fälle, Du kannſt den Rath brauchen.“

Sie hatten inzwiſchen ihren Rundgang durch den Garten vollendet und näherten ſich wieder dem Hauſe. In der Veranda ſaß Doctor Brunnow mit ſeiner Schwiegertochter, die ihm aus der Zeitung vorlas. Der Doctor war freilich ſehr gealtert und ſein Aus-

sehen zeigte, daß er auch körperlich leidend sei. Auch seine frühere Reizbarkeit war verschwunden und hatte einer matten Theilnahmlosigkeit Platz gemacht, aus der nur selten noch ein Funke der einstigen Leidenschaft emporflammte. Agnes dagegen machte in der That der Behandlung ihres Mannes alle Ehre. Aus dem zarten, blassen und nervösen Mädchen war eine blühende Frau geworden, die mit der früheren Sanftmuth jetzt eine gewisse Haltung und Würde vereinigte. Das Scepter ihres Gatten schien nicht eben allzuschwer auf ihr zu lasten. Ein etwa zweijähriger Knabe spielte zu den Füßen der Mutter, er erblickte aber kaum die beiden Kommenden, als er sich aufrichtete, und noch etwas mühsam und unbeholfen versuchte, dem Vater entgegenzulaufen. Mit einem Sprunge war Max die Stufen hinauf und hob den Kleinen empor.

„Sieh Dir diesen Jungen an!“ rief er, den derben, rothbäckigen Buben mit vollem Vaterstolze seinem Freunde entgegenhaltend. „Wenn wir in R. lebten, so würde ich den Herrn Pater, von dem wir soeben sprachen, ersucht haben, mir meinen Stammhalter zu taufen. Ich glaube, das hätte Seiner Hochwürden einen Anfall von Gelbsucht zugezogen.“

„Lieber Max,“ sagte Agnes in sehr sanftem Tone

und es war auch ein sehr sanfter Blick, der die Mahnung begleitete, aber sie wurde doch verstanden. Der Gatte lenkte sofort ein.

„Ja so, ich habe ja versprochen nicht mehr darüber zu spotten. Also — ich würde untröstlich sein, wenn Hochwürden wirklich die Gelbsucht bekämen, und meine ganze Kunst aufbieten, sie wieder herzustellen.“

„Sie müssen nicht glauben, Herr Rath, daß Max wirklich so gottlos ist, wie er sich anstellt,“ wandte sich Agnes jetzt an Winterfeld. „Er kann nur das Spotten nicht lassen, selbst dann nicht, wenn er mich in die Kirche begleitet.“

„Gehst Du denn jetzt zur Kirche?“ fragte Georg, sehr erstaunt seinen Freund ansehend. „Das ist ja etwas ganz Neues!“

Max machte ein etwas verlegenes Gesicht. „Bisweilen — nur sehr selten — es geschieht kaum einige Male im Jahre. Agnes weint, wenn ich es nicht thue und da halte ich zur Noth auch einmal eine Predigt aus.“

„Lieber Max,“ hob Agnes zum zweiten Male an, aber dieser schien eine gewisse Scheu vor den sanften Mahnungen seiner Frau zu hegen, denn er fiel ihr rasch in's Wort.

„Mein liebes Kind, Georg bleibt vorläufig bei uns. Er muß leider morgen ſchon wieder abreiſen, bis dahin aber iſt er unſer Gaſt. Du biſt wohl ſo gut, die nöthigen Anordnungen zu treffen.“

Jetzt war die junge Frau in der That allerliebſt, als ſie ſich zu dem Freunde ihres Mannes wandte, und ihm auch ihre Freude an dem Beſuche ausſprach. Dann erhob ſie ſich um nachzuſehen, ob das Gaſtzimmer in Ordnung ſei.

„Ich nehme den Kleinen mit mir,“ bemerkte ſie. „Er iſt es gewohnt, Vormittags eine Stunde zu ſchlafen. Du trägſt ihn mir wohl nach dem Schlafzimmer hinauf.“

Der Ehemann und Vater, an den dieſe Aufforderung gerichtet war, ſchien nicht ganz damit einverſtanden.

„Ich werde wohl bei Georg bleiben müſſen,“ verſetzte er. „Der Junge muß es endlich lernen, die Treppe allein hinauf zu gehen, er iſt groß genug.“

„Wie Du willſt, lieber Max,“ erklärte Frau Agnes nachgiebig. „Du weißt ja, ich füge mich immer Deinen Wünſchen, aber Rudolph iſt gewöhnt, von Dir getragen zu werden. Er wird weinen, wenn Du ihm nicht den Willen thuſt.“

„Das hat er von ſeiner Mutter!“ ſagte Max, ſchien

aber durchaus geneigt, dem Freunde zu zeigen, daß er unter allen Umständen seine Oberhoheit behaupte, denn er rührte sich nicht vom Platze.

Die junge Frau beugte sich mit unendlicher Sanftmuth nieder und nahm den Kleinen auf den Arm. Es war ein kräftiges Kind, aber doch keine allzu schwere Last, die Mutter schien es jedoch nur sehr mühsam zu tragen, und an der Thür mußte sie sogar stehen bleiben, um Athem zu schöpfen, wobei sie einen halb vorwurfsvollen Blick zurücksandte. Das schlug durch, in der nächsten Sekunde war Max an ihrer Seite.

„Wie oft habe ich Dir schon gesagt, daß Du Dich nicht so anstrengen sollst," sagte er in seinem alten Commandotone. „Gieb das Kind her, ich werde es hinauftragen."

Damit nahm er den Knaben von ihrem Arme und trug ihn wirklich nach dem oberen Stockwerke, wo sich die Wohnung des jungen Paares befand. Frau Agnes neigte gehorsam das Haupt und folgte, sie fügte sich jetzt wie immer dem Willen ihres Mannes.

Georg sah den Beiden mit einem gewissen spöttischen Zucken der Lippen nach und wandte sich dann zu dem Doctor Brunnow, der ein schweigsamer Zuschauer der kleinen Scene geblieben war.

„Max hielt mir soeben eine ausführliche Vorlesung darüber, daß der Mann nie das Scepter aus den Händen geben dürfe, und unbedingt Herr im Hause bleiben müsse. Sollte er nicht in einiger Selbsttäuschung befangen sein?“

In Brunnow's Zügen dämmerte ein flüchtiges Lächeln auf, als er erwiderte. „Sie haben es ja gesehen, wie er soeben — kommandirte und wie gehorsam sich Agnes diesem Commando fügte. Sie ist klug genug, ihn an seine unbestrittene Herrschaft glauben zu lassen, dabei hat sie ihn aber vollständig am Gängelbande. Es heißt bei jeder Gelegenheit: „Ganz wie Du willst, lieber Max“ — und der liebe Max thut ganz geduldig was sie will. Schließlich kommt ja nichts darauf an, wenn er nur glücklich ist, und das ist er im vollsten Maße, aber nehmen Sie sich ein Beispiel an meinem unfehlbaren Sohne, Georg, und machen Sie sich für Ihre dereinstige Ehe kein Programm und keine Paragraphen. Die Frau stellt sie doch insgesammt auf den Kopf.“

Die Worte sollten scherzhaft klingen, aber der Blick des Sprechenden weilte dabei forschend, mit tiefem Ernste auf dem jungen Manne, der leise den Kopf schüttelte.

„Meine dereinstige Ehe?“ wiederholte er. „Ich

werde mich nie vermählen. Sie kennen ja meinen Entschluß."

„Ja, aber ich habe ihn stets bekämpft. In Ihrem Alter schließt man noch nicht für immer mit dem Glücke ab, und Sie gerade sind am wenigsten für das Alleinstehen geschaffen. Der Ehrgeiz wird nie Ihr ganzes Leben ausfüllen, Sie brauchen die Familienbande."

Winterfeld antwortete nicht, er stützte sich auf das Gitter der Veranda und sah auf den See hinaus. Der Doctor legte die Hand auf seine Schulter.

„Georg, blutet die alte Wunde noch immer?"

Georg wandte sich um. Er hatte vorhin den Fragen seines Freundes nicht Rede stehen wollen, in dem Blicke, der so düster dem seinigen begegnete, fand er eine verwandte Stimmung und dem hielt er auch Stand.

„Es giebt Wunden, die sich niemals schließen," versetzte er. „Ich konnte vielleicht nicht so leidenschaftlich aufflammen wie Andere, was ich aber einmal mit ganzer Seele umfasse, das halte ich auch für immer fest. Ich kann mich nicht davon losreißen und ich will es auch nicht."

„Sie haben Gabriele in der letzten Zeit wiedergesehen?" fragte Brunnow nach einer Pause.

„Ja und viel öfter als für meine Ruhe gut ist.

Ich verkehre ja jetzt viel in den Kreisen, wo sie lebt und in der Residenz läßt sich ein unerwartetes Zusammentreffen gar nicht vermeiden. Oft steht sie mitten in irgend einem glänzenden Gewühl von Gästen vor mir und wir müssen Beide der Begegnung Stand halten, wenn wir auch fliehen möchten, so weit als möglich. Hätte ich sie nicht wiedergesehen seit dem Tage, wo ich sie verlor, es wäre besser gewesen. Diese fortwährenden Begegnungen wühlen immer wieder von Neuem die Vergangenheit auf und rauben mir Kraft und Selbstbeherrschung. Ich leide furchtbar darunter."

„Es war also doch nur der Zufall, der Sie herführte? Ich dachte es."

Winterfeld sah den Doctor erstaunt an. „Sie hören ja, daß ich mich auf einer Dienstreise befinde und Sie und Max überraschen wollte."

„So hat Ihnen Max noch nicht gesagt, daß die Harder'schen Damen hier sind?"

„Wer ist hier?" fuhr Georg auf. „Gabriele?"

„Mit ihrer Mutter. Sie wohnen schon seit einigen Wochen drüben in jener Villa. Die Baronin ist etwas leidend und hat sich der Behandlung eines unserer berühmtesten Aerzte anvertraut. Max und Agnes haben die Damen schon verschiedene Male auf dem Spazier-

gange begrüßt und gesprochen. Die Anknüpfung eines näheren Verkehrs ist natürlich unterblieben. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, welche Erinnerung Gabriele abhält, das Haus zu betreten, in dem ich weile."

Georg achtete nicht auf den gepreßten Ton der letzten Worte, er bemühte sich vergebens, seine leidenschaftliche Erregung bei der Nachricht zu bekämpfen.

„So ist es gut, daß ich morgen schon abreise," brach er endlich aus. „Vielleicht wäre mir auch hier eine Begegnung nicht erspart geblieben, und gerade hier, wo meine Liebe und mein Glück begann, hätte ich das nicht ertragen."

„Sie wollen also keine Annäherung versuchen? Bedenken Sie, Georg, es handelt sich um Ihr Lebensglück. Ich an Ihrer Stelle würde dies ungeahnte Zusammentreffen gerade hier, wo Ihre Jugendliebe Wurzel faßte, für einen Wink des Schicksals nehmen und noch einmal die entscheidende Frage stellen. Die Lebensstellung und noch mehr die Zukunft, welche Sie zu bieten haben, bewahrt Sie vor jeder Demüthigung, selbst wenn Sie um die Hand einer reichen Erbin werben. Sie hatten einst weniger in die Wagschale zu legen, als Sie der Baroneß Harder Ihre Liebe erklärten."

„Damals war ich geliebt," rief Winterfeld mit aufquellender Bitterkeit, „oder ich glaubte wenigstens, es zu sein. Jetzt liegt die Abschiedsstunde zwischen uns, in der mir jener Traum vernichtet wurde, und Gabriele wird ihn am wenigsten zurückrufen wollen. Ich sah es ja oft genug an ihrem scheuen ängstlichen Ausweichen, wie sehr sie eine Annäherung meinerseits fürchtet! O, sie kann ruhig sein, ich nahe ihr gewiß nicht freiwillig."

„Und gerade diese Scheu sollte Sie ermuthigen," warf Brunnow ein. „Nur an dem Gleichgültigen geht man kalt und fremd vorüber. Wagen Sie es wirklich nicht, sich darüber Gewißheit zu verschaffen, ob Gabriele —"

„Niemals!" unterbrach ihn Georg ungestüm. „Soll ich wieder vor sie hintreten, um zum zweiten Male aus Ihrem Munde zu hören, daß ihre Liebe einem Anderen gehört, daß sie selbst über das Grab hinaus nichts weiter kennt und liebt als nur ihn allein? Einmal habe ich es ertragen und das ist genug. — Lassen Sie uns abbrechen, Herr Doctor. Sie sehen es, ich bin nicht ruhig genug, über diesen Gegenstand zu sprechen. Erlassen Sie es mir."

Brunnow schwieg und das Gespräch war ohnedies zu Ende, denn jetzt kam Max zurück, um den Freund

wieder in Beschlag zu nehmen. Der Doctor ließ die Beiden schon nach kurzer Zeit allein und zog sich in sein Studirzimmer zurück. Wohl eine Viertelstunde lang ging er dort schweigend, in tiefem Nachdenken auf und nieder, dann nahm er seinen Hut und verließ das Haus. —

Die Villa, welche Frau von Harder und ihre Tochter gegenwärtig bewohnten, war um Vieles prachtvoller und glänzender eingerichtet, als das kleine Landhaus, das ihnen bei ihrem ersten Hiersein zum Aufenthalte diente. Die Baronin hielt es für unumgänglich nothwendig, jetzt überall das standesmäßige Auftreten zu entfalten, das sie einst so schmerzlich vermißt hatte und Gabriele fügte sich in allen Aeußerlichkeiten gleichgültig ihren Wünschen. Man hatte auch hier Equipage und Dienerschaft mitgebracht und Frau von Harder war soeben zur Stadt gefahren, während ihre Tochter sich allein zu Hause befand.

Gabriele stand auf der Terrasse, die nach dem See hinausging. Die schlanke Gestalt, mit dem blonden Haar und der hellen Kleidung lehnte leicht an der Balustrade. Die zarte knospenhafte Erscheinung des jungen Mädchens hatte sich in den vier Jahren zur vollsten Blüthe entfaltet. Es war noch das rosige Antlitz mit

seinem bestrickenden Reiz, aber dieser Reiz war ein anderer geworden. Man suchte vergebens den neckischen Uebermuth, die strahlende Heiterkeit, sie waren verschwunden, wie das sorglose Kinderglück, das einst aus den sonnigen braunen Augen lachte, aber dafür hatte dies Antlitz gewonnen, was ihm einst fehlte, das Seelenvolle! Ob es in dem leisen Schmerzenszuge lag, der selbst bei dem Lächeln nicht weichen wollte, oder in dem Schatten, der tief im Auge weilte — genug, er war da und lieh der ganzen Erscheinung erst den vollen Zauber, aber das Glück hatte es nicht gegeben.

Die junge Dame blickte wie in Träume oder Erinnerungen verloren in die Landschaft hinaus und wandte sich halb unwillig um, als der Diener erschien und ihr eine Karte überreichte, die sie gleichgültig nahm; aber kaum war ihr Blick auf den Namen gefallen, so erbleichte sie und ihre Hand, die die Karte hielt, zitterte.

„Der Herr bittet, die gnädige Baroneß in einer dringenden Angelegenheit sprechen zu dürfen," berichtete der Diener.

Gabriele faßte sich. „Führen Sie den Herrn in den Salon," befahl sie, während sie gleichzeitig die Terrasse verließ, um den Besuch zu empfangen. Gleich darauf trat Doctor Brunnow in den Salon.

Einige Secunden lang ſtanden ſich Beide ſchweigend gegenüber. Sie ſahen ſich zum erſten Male im Leben und wußten doch mehr von einander, als wenn ſie ſich jahrelang gekannt hätten. Der alternde gebeugte Mann und das junge, blühende Mädchen waren ſich bis zu dieſer Stunde fremd geweſen, und doch knüpfte ein Name — der Name eines Todten — ein unſichtbares Band zwiſchen ihnen.

Der Doctor verneigte ſich und trat näher. Gabriele wich unwillkürlich vor ihm zurück. Er bemerkte es und blieb ſtehen.

„Sie erwarteten wohl nicht, daß ich Ihnen nahen würde, mein Fräulein," begann er. „Ich that es auf die Gefahr, zurückgewieſen zu werden. Mein Name hat eine unheilvolle Bedeutung für Sie gewonnen."

Gabriele ſtand mit mühſam erzwungener Faſſung da, die Farbe war noch nicht wieder in ihre Wangen zurückgekehrt und ihre Stimme ſchwankte, als ſie erwiderte:

„Ihr Kommen überraſcht mich allerdings, Herr Doctor. Ich glaubte nicht, daß mich der Mann aufſuchen würde —" ſie hielt inne, das Wort wollte nicht über ihre Lippen, aber Brunnow vollendete an ihrer Statt.

„Von deſſen Hand Arno Raven fiel! — Sie haben Recht, wenn Sie vor dem zurückweichen, der ihm den Tod gab, aber glauben Sie mir, mein Fräulein, dieſer Tod hat mich ſelbſt am härteſten getroffen. Ich hätte lieber das tödtliche Geſchoß auf meine eigene Bruſt gerichtet, als ihn fallen ſehen.“

„Er hat Sie zu dem Duell gezwungen?“ fragte das junge Mädchen leiſe. „Ich ahnte es längſt.“

„Ja, und in einer Weiſe gezwungen, die mir keine Wahl ließ. Hätte ich gewußt, daß es Abſicht war, ich hätte mich dennoch geweigert, doch ich glaubte, er wolle Genugthuung für eine Beleidigung, die ich veranlaßt, aber nicht gewollt hatte. Noch im letzten Augenblicke, als wir uns gegenüberſtanden, wähnte ich, es gelte unſer Beider Leben. Seine Waffe war ſo feſt auf mich gerichtet, ich konnte ja nicht ahnen, daß er ſie im entſcheidenden Moment wenden würde. Meine Hand bebte und ſuchte unſicher den Ort, wo ſie nur verwunden konnte, und dies Beben wurde zum Verhängniß — ich traf mitten in das Herz!“

Gabriele zuckte zuſammen, aber der dumpfe Schmerz, der in jenen Worten zitterte, entwaffnete ſie.

„Arno hat keinen Haß gegen Sie getragen,“ entgegnete ſie. „Als er mir wenige Stunden vor ſeinem

Tode seine ganze Vergangenheit enthüllte, da erfuhr ich auch, was Sie ihm gewesen sind. Vielleicht ebenso viel, als er Ihnen war."

„Und doch hat er mir d a s gethan!" sagte Brunnow mit der tiefsten Bitterkeit. „Er wollte ja sterben. Ich hörte einst selbst aus seinem Munde, er könne sich wohl im Sturze zerschmettern, das Sinken ertrage er nicht — aber warum wählte er denn gerade die Hand des Jugendfreundes, warum zwang er mich dazu. Das war hart, viel härter als mein Mißtrauen es verdient hat. Er mußte es wissen, welch eine Last er damit auf den Rest meines Lebens wälzte. Ich erliege ihr."

Gabriele blickte in das bleiche, gramdurchfurchte Antlitz des Sprechenden, das deutlicher als alle Worte verrieth, was es gelitten hatte und noch litt. Sie fühlte, wie tief und heiß der Verlorene hier geliebt worden war und das riß alle Schranken nieder; in ausbrechender Empfindung streckte sie dem Doctor ihre Hand entgegen.

„Ich wußte es, daß ich hier verstanden würde," sagte er, die Hand in die seinige schließend. „Arno hat Sie ja geliebt, das war mir ja genug."

Auch sein Auge hing fest an den holden Zügen des jungen Mädchens, als suche er darin die Spuren des

Vergangenen. Die Jugend überwindet freilich leichter und ſchneller als das Alter, aber hier hatte ſie doch noch nicht überwunden. Brunnow ſah mitten in dieſer roſigen Jugendfriſche jenen Schmerzenszug, er ſah den Schatten im Auge und wußte, woher ſie ſtammten.

„Ich komme mit einer Bitte zu Ihnen," nahm er nach einem kurzen Schweigen wieder das Wort. „Mit einer Bitte, die vielleicht kein Anderer ausſprechen dürfte, ohne Sie zu verletzen. Ich habe Ihnen ſoeben bekannt, was mir Arno war, und eben deshalb werden Sie es nicht mißdeuten, wenn ich Ihnen ſage, was mich herführt. Mein Sohn beſitzt einen Freund."

Gabriele erbebte bei dieſer Hindeutung, ſie zog die Hand zurück, aber der Doctor ſprach weiter.

„Einen Freund, den auch Sie kennen. Er hat Sie einſt geliebt und durfte auf Ihren Beſitz hoffen, da trat Raven dazwiſchen und da war es vorbei mit jenen Hoffnungen. Für mich bedarf das keiner Erklärung oder Rechtfertigung. Ich weiß am beſten, wie mächtig Arno zu feſſeln verſtand, wo er feſſeln wollte, und begreife es, daß die Jugendliebe erbleichen und vergehen mußte vor den Flammenblitzen ſeiner Leidenſchaft. Jetzt iſt er todt — und Sie ſind frei, Gabriele! Soll ſich ein edles, reiches Leben verbluten, um Ihretwillen?

Spricht in Ihrer Seele keine einzige Stimme mehr für den Jugendgeliebten?"

„Sie hat nie aufgehört für ihn zu sprechen, selbst da nicht, als ich mich von ihm losriß, und doch opferte ich ihn und sein Glück, mußte es opfern, weil eine andere Stimme noch lauter sprach. — Ich kann Arno nicht vergessen."

„Vergessen?" wiederholte Brunnow mit schwerer Betonung. „Nein, das können Sie nicht, und so wie ihn, können Sie auch keinen Anderen lieben. Ich glaube es Ihnen."

„Nein," sagte Gabriele fest. „Und eben deshalb kann ich nicht Georg's Gattin werden."

„Muß man denn immer selbst glücklich sein?" fragte Brunnow düster. „Es ist ja auch etwas werth, glücklich zu machen. Winterfeld ist bei meinem Sohne. Ein Zufall führte ihn her, er ahnte Nichts von Ihrer Nähe, bis ich ihm Nachricht davon gab. Da brach sein Schweigen und seine Zurückhaltung und ich habe einen Blick gethan in die Tiefe seiner Liebe, die Ihnen noch immer so heiß und voll entgegenströmt wie einst. Er wird nie in anderen Banden Ersatz finden, ich kenne ihn. Er wird einsam durch das Leben gehen und mitten in all den Erfolgen, die seiner warten, nur die

Leere fühlen, welche jene Abſchiedsſtunde zurückließ. Sie ſind noch ſo jung, Gabriele, Sie haben noch ein ganzes Leben einzuſetzen. Setzen Sie es für ihn ein, er verdient es.“

Das junge Mädchen wandte ſich heftig ab. „Nicht weiter, Herr Doctor! Verſchonen Sie mich mit dieſen Erinnerungen. Wenn Sie in Georg's Namen ſprechen.“ —

„Er weiß nichts von meinem Hierſein,“ unterbrach ſie der Doctor. „Er würde mich im Gegentheil zurückgehalten haben. Glauben Sie nicht, daß Georg Ihnen je wieder freiwillig nahen wird. Er wies den Gedanken daran mit vollſter Heftigkeit zurück und er hat Recht. Sie haben ihn damals gehen heißen, Sie müſſen ihn auch wieder zurückrufen.“

Gabriele preßte im heftigſten Kampfe beide Hände gegen die Bruſt, als müſſe ſie dort etwas niederzwingen. „Ich kann nicht, kann nicht! — Und Georg wird die Liebe nicht wollen, die ich ihm jetzt noch bieten kann.“

„Er wird es, denn er iſt einer von den ſelbſtloſen Charakteren, die ſtets mehr geben als ſie empfangen und ſein Herz hängt nun einmal an Ihnen allein.“

Gabriele hob das Auge zu dem Sprechenden empor, es ſtand ein ernſter, trauriger Vorwurf darin.

„Und das alles ſagen Sie mir? Sie, der Freund Arno's, wollen einen Anderen an ſeine Stelle ſetzen?"

„Nein, beim Himmel, das will ich nicht!" rief Brunnow auflodernd. „Die Stelle bleibt ihm und die kann ihm kein Winterfeld rauben. Jene edlen idealen Menſchen, die ſo ruhig ihre Bahnen gehen, denen kein Schatten und kein Makel anhaftet, die bewundert man und ſtellt man hoch. Naturen, wie die Arno Raven's, können kein Glück geben, ſie bedrohen ſelbſt das Geliebte mit dem Schatten, der auf ihnen liegt, und doch iſt es mehr werth, mit ihnen und für ſie zu leiden, mit ihnen unterzugehen, als an der Seite jener Anderen glücklich zu ſein. Nicht wahr, Gabriele, das haben Sie auch erfahren?"

Die alte Gluth loderte wieder empor aus der Aſche. Die gebeugte Geſtalt Brunnow's hatte ſich aufgerichtet, als er leidenſchaftlich die Worte herausſchleuderte und in ſeinen Augen flammte einen Moment lang wieder das alte Feuer. Gabriele hatte den Kopf an ſeine Schulter gelehnt und weinte — weinte, als ob ihr das Herz brechen ſollte.

„Und nun laſſen Sie mich nicht ohne Antwort fort," ſagte der Doctor nach einer Pauſe. „Ich habe ſo ſelten in meinem Leben Glück bringen können, ich

möchte es noch einmal thun, ehe ich — gehe und ich werde bald gehen! Darf ich Georg eine Hoffnung bringen? Wollen Sie ihn wiederſehen?“

Gabriele hatte ſich emporgerichtet. Die Thränen brachen wieder heiß aus ihren Augen, aber ſie zwang ſie zurück, und dem Fragenden die Hand reichend, ſagte ſie leiſe:

„Ich will es verſuchen!“ —

In dem Brunnow'ſchen Hauſe ging es am Nachmittage ein wenig wunderlich zu. Zuerſt hatte der Doctor in ſeinem Studirzimmer eine Unterredung unter vier Augen mit ſeinem Sohne, die jedenfalls auf Max einen ganz überwältigenden Eindruck machte, denn er überfiel ſeinen Vater mit einer ebenſo ſtürmiſchen Umarmung, wie einſt den Papa Hofrath. Darauf hatte der junge Arzt in ſeinem Wohnzimmer ein Geſpräch, ebenfalls unter vier Augen, mit ſeiner Frau, von dem Beide etwas erregt zurückkamen. Dann verſchwand Frau Agnes und kam vorläufig nicht wieder zum Vorſchein, während Max ſich ſeines Freundes bemächtigte, dem er jetzt überhaupt nicht mehr von der Seite ging. Unter anderen Umſtänden würde Georg wohl errathen haben, daß irgend etwas Ungewöhnliches vorgehe, aber die Nachricht von heute Morgen raubte ihm alle Un-

befangenheit, er hatte Mühe, ſeine Faſſung zu behaupten. Leider trug Max dieſer „elegiſchen Stimmung“ durchaus keine Rechnung, obgleich er den Grund derſelben kannte. Er war im Gegentheil vollſtändig rückſichtslos, plagte den Freund mit allen möglichen Fragen und Einfällen und ſchleppte ihn endlich unter allerlei Vorwänden wieder in den Garten.

„Aber was ſoll ich denn eigentlich in dem Gartenhauſe?“ ſagte Georg beinahe unwillig. „Ich war ja ſchon heute Morgen dort und habe die Ausſicht bewundert.“

„Diesmal ſollſt Du ein Arrangement meines Papa bewundern,“ erklärte Max. „Ein Arrangement, das er eigens Dir zu Ehren getroffen hat. Papa iſt ausnahmsweiſe einmal praktiſch geweſen. Komm nur mit, Du wirſt erſtaunen.“

Das Gartenhaus, ein kleiner Pavillon, lag dicht am See und bot allerdings eine herrliche Ausſicht. Als ſich die beiden Herren näherten, bemerkte Winterfeld mit einem Blick durch das Fenſter:

„Es ſind ja Damen dort.“

„Ja wohl,“ verſetzte Max gleichgültig. „Agnes hat Beſuch bekommen. Ah, da iſt ſie ja.“

Frau Agnes erſchien jetzt wirklich und wechſelte

einen ſchnellen Blick des Einverſtändniſſes mit ihrem Manne, der in demſelben Augenblicke ein ebenſo hinterliſtiges geſchicktes Manöver ausführte. Er ließ den argloſen Freund vorantreten, ſchob ihn dann ohne Weiteres über die Schwelle und ſchlug die Thür hinter ihm zu. Dann wandte er ſich triumphirend zu ſeiner Frau.

„So, jetzt ſitzen ſie in der Falle! Und Gnade Gott dem Georg, wenn er nicht als Bräutigam wieder zum Vorſchein kommt! Nun gilt es aber vor allen Dingen, eine etwaige Störung fern zu halten. Es ſchickt ſich zwar durchaus nicht mehr für einen Ehemann und Vater, bei einer Liebeserklärung Schildwache zu ſtehen, aber in Anbetracht der ganz beſonderen Umſtände will ich mich noch einmal dazu herablaſſen. Geh in das Haus Agnes und ſage dem Papa, es wäre ausgezeichnet geglückt. Sie ſäßen alle Beide im Gartenhauſe und ich ſtände als Schutzengel davor, ließe aber abſolut nur ein Brautpaar paſſiren!“

Während Frau Agnes der Weiſung ihres Gatten nachkam, ſpielte drinnen im Pavillon eine kurze aber inhaltreiche Scene. Georg war ahnungslos über die Schwelle getreten, doch er bemerkte es nicht, daß die Thür hinter ihm geſchloſſen wurde, daß Max zurückblieb, er bemerkte überhaupt nichts von dem ganzen heimtückiſchen

Manöver seines Freundes. Er stand wie an den Boden gewurzelt und blickte auf die Dame, die dort am Fenster lehnte und sich jetzt zögernd, beinahe scheu umwandte. Erst als er ihr Antlitz sah, kehrte ihm die Besinnung zurück.

„Gabriele!“ rief er und machte eine Bewegung ihr entgegen zu stürzen, besann sich aber und blieb stehen. „Baroneß Harder!“

„Georg,“ sagte Gabriele mit sanftem Vorwurf.

Sein Name in ihrem Munde übte noch immer die alte Gewalt über ihn aus, er gab die fremde Zurückhaltung auf und trat langsam näher.

„Verzeih' — ich wußte nicht — ahnte nicht. — Wie kommst Du hierher?“

Gabriele senkte die Augen ohne zu antworten, aber gerade in diesem Schweigen lag eine Verheißuug und sie wurde verstanden.

„Wie kommst Du hierher?“ wiederholte Winterfeld mit leidenschaftlichem Dringen. „Gabriele, sprich — wußtest Du, daß ich hier sei?“

„Ja,“ war die leise aber feste Antwort.

Georg stand jetzt neben der Geliebten, aber er hatte noch nicht einmal ihre Hand erfaßt. In seiner Stimme lag ein Gemisch von forschender Unruhe und aufquellender Zärtlichkeit als er fragte:

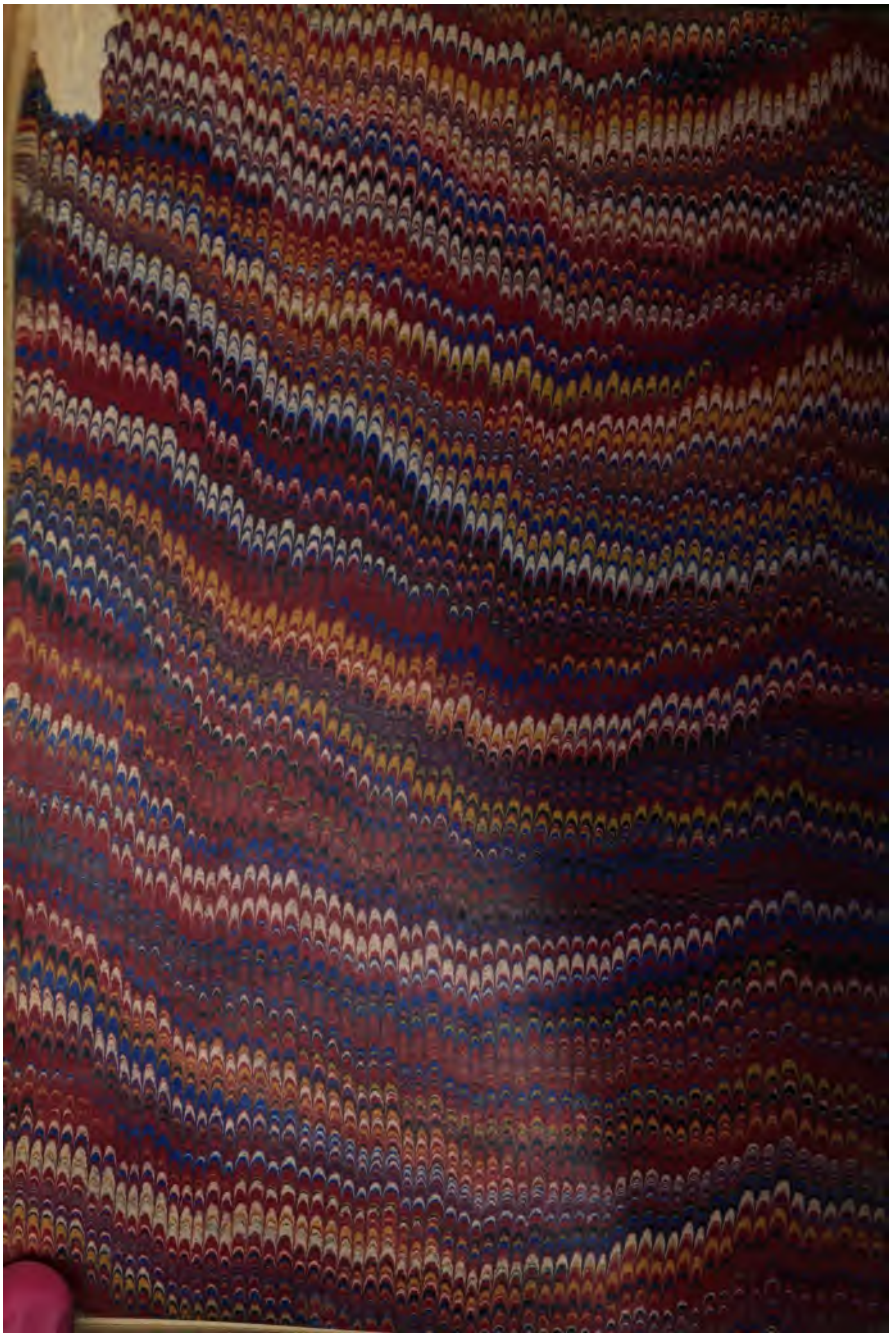
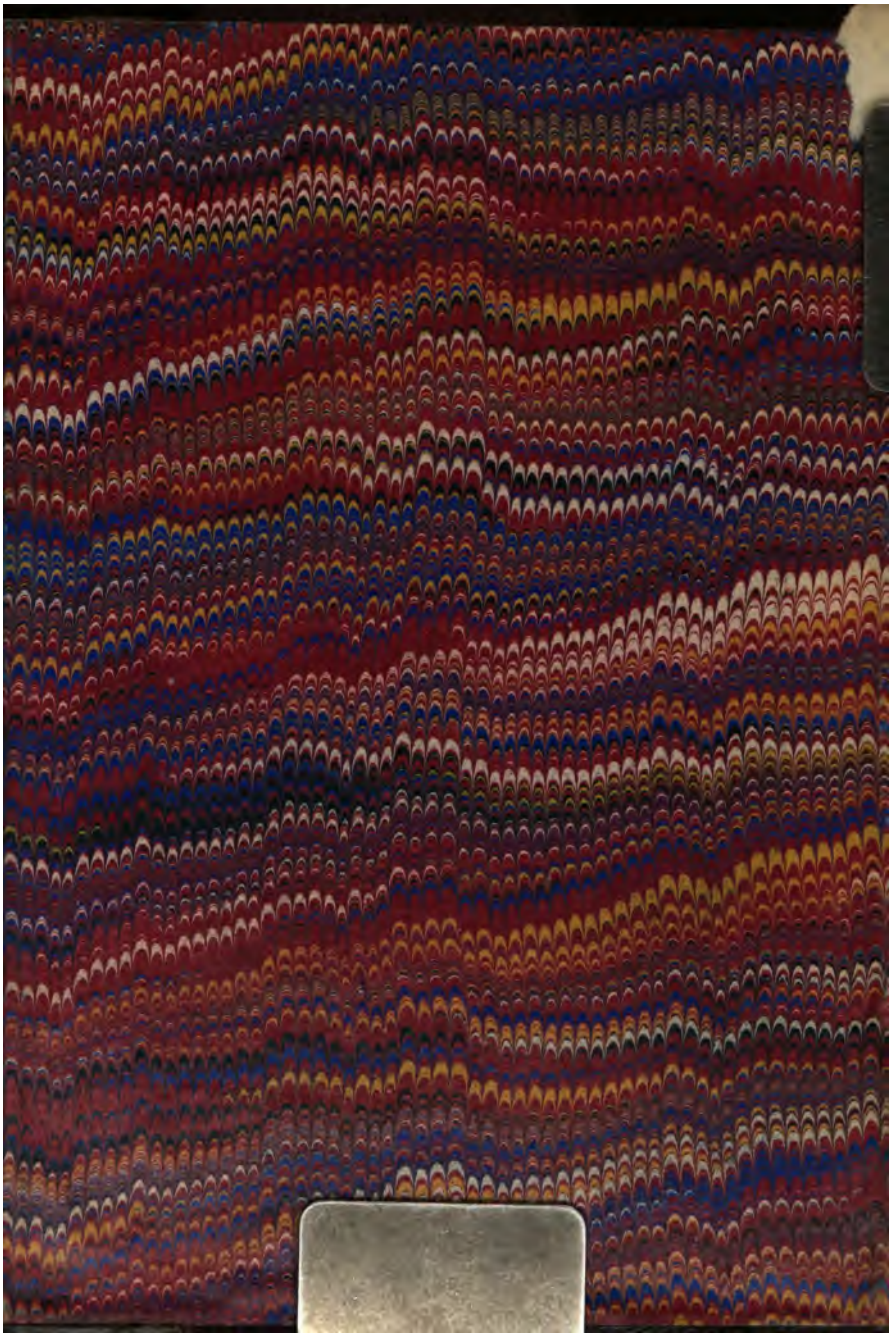
„Wie ſoll ich das deuten? Es iſt ja nicht unſer erſtes Wiederſehen ſeit dem Tage, wo wir uns fremd wurden, aber Deine Augen haben mir ſtets geſagt, daß wir uns auch fremd bleiben mußten. Darf ich jetzt endlich etwas Anderes darin leſen?“

Er las es in der That in dieſen Augen, die ſich ihm voll und bittend zuwendeten. „Georg,“ ſagte Gabriele innig. „Ich habe Dir einſt wehe gethan. Du weißt, was uns trennte, was noch Jahre lang zwiſchen uns lag. Ich vernichtete Dir damals Dein ganzes Lebensglück, Du litteſt doch ſo ſchwer darunter. Ich möchte Dir jetzt ſo gern das Verlorene zurückgeben. Habe ich denn noch die Macht dazu?“

Es hätte dieſer Frage nicht bedurft und die glühende Innigkeit, mit der Georg die Geliebte an ſein Herz ſchloß, gab ihr die Antwort, noch ehe ſeine Lippen ſie ausſprachen. Sie lag wieder in ſeinen Armen und hörte das Geſtändniß ſeiner Liebe, wie einſt vor Jahren. Damals freilich kannte ſie noch nicht die ſtürmiſche alles überfluthende Seligkeit, die ſie einſt in Arno's Armen bis zur Sonnenhöhe des Daſeins empor zu tragen ſchien, und ihr in wenigen kurzen Stunden das Glück eines ganzen Lebens gab, um ſie dann auch den ganzen Schmerz des Lebens auskoſten zu laſſen — aber es

ſtrömte doch wieder warm und hell wie Sonnenſchein durch ihre Seele. Gabriele hätte ja kein Weib ſein müſſen, um nicht freudig zu erbeben bei dem Gedanken, ſo treu und feſt geliebt zu ſein, und es iſt ja auch ein Glück, Anderen das Glück zu geben.

Draußen lag die Landſchaft im Sonnenglanze, der weite ſchimmernde See, die reichumkränzten Ufer und das blaue Gebirge in der Ferne, und von den Beiden, die jetzt den Bund für das Leben ſchloſſen, lag auch dies Leben ſo weit und offen da, mit ſeinen reichen Hoffnungen, ſeiner lichten Zukunft, mit einer langen Reihe froher, glücklicher Tage. Es war ringsum Alles ſo klar, ſo ſonnig und hell und doch umwehte es die junge Braut wie Geiſterhauch, wie das leiſe Grüßen einer Mondnacht und das ferne Rieſeln eines Quells, und einen Moment lang verſchwand all das goldene Sonnenlicht von ihren Augen, verdunkelt von einer Thräne. Gabriele fühlte es ja, daß ſie dem Leben und der Liebe zurückgegeben war, aber — um hohen Preis!

Druck von W. Schwarbt & Co. Leipzig.

)